

Kritische Bibliothek  
der  
schönen Wissenschaften.

Januar 1795.

*Non quīs, sed quid.*

Röthen,  
bei Johann August Aue.

RB

B 9489



## Nachricht.

Von dieser kritischen Zeitschrift erscheint regelmäßig zu Anfang jedes Monats ein Heft von wenigstens 5 Bogen mit Einschluß des Intelligenzblattes, und wird den Pränummeranten der Jahrgang für 2 Thl. 12 Gl. Conv. M. franko Leipzig gesendet. Der Ladenpreis ist 3 Thl. Conv. M. 6 Hefte machen einen Band aus, zu welchen ein besondrer Titel, Register, auch vielleicht einst ein Bildnis eines in diesem Fache berühmten Mannes geliefert wird.

Neue in das Gebiet der schönen Wissenschaften gehörende Schriften, die von Schriftstellern oder Buchhandlungen unter der Adresse: An die Herausgeber der kritischen Bibliothek d. sch. Wiss. an die Auesche Verlags-handlung in Kötben. zur Anzeige und Beurteilung frei eingesandt werden, sollen vor allen andern beurteilt und angezeigt werden.

Eben dies gilt auch von allen frei oder durch Buchhändler. Gelegenheit eingeschickten

erg  
B 9489



# Kritische Bibliothek

der

schönen Wissenschaften.

Erstes Heft. Januar 1795.



## V o r r e d e .

**D**ie Herausgeber dieser kritischen Zeitschrift halten es nicht für überflüssig, ihre Absicht, die sie in einer besondern Ankündigung geäußert haben, hier kürzlich zu wiederholen, da jene Blätter nicht allen ihren Lesern dürften zu Gesichte gekommen sein. Ihr erster Bewegungsgrund war aber der, daß sie glaubten, die allgemeinen kritischen Journale, deren Werth sie übrigens gern eingestehen, könnten für die Freunde besondrer Theile der Gelehrsamkeit und für einzelne Klassen des lesenden Publikums nicht alle die Bequemlichkeiten haben, welche ein Journal für eine besondere Hauptwissenschaft oder Kunst haben kann: Ein solches, glaubten sie, könne sich über die dahin gehörigen Schriften besser ausbreiten, die neuen früher anzeigen und ehe sie, wie es sonst oft der Fall ist, veralten; es könne leichter die nöthige Vollständigkeit erreichen; die Liebhaber könn-

Januar 1795.                      A                      ten





## 2. *Historische Bibliothek*

ten es ganz lesen und dürften nicht so viel bezahlen, was sie nicht interessirt; den Vorstehern sei es eher möglich, eine gehörige Anzahl wirklich geschickter Mitarbeiter für das Institut zu vereinigen, und es könne für Kenner und Dilettanten ein bequemes Handbuch werden, mit dessen Hülfe sie den neuesten Zuwachs ihres besondern Fachs geschwind übersehen, und sich die Wahl desjenigen erleichtern könnten, was ihrer nähern Kenntnis würdig zu sein scheint.

Diese Gründe, warum einem jedem Hauptzweige der Gelehrsamkeit und Lektüre ein eignes literarisches Journal zu wünschen ist, scheinen in Ansehung der sogenannten schönen Wissenschaften vornehmlich zu gelten. Denn sowohl die Schriftsteller als die Leser dieses Fachs unterscheiden sich von denen aus andern sehr merklich. Da die erstern für Vergnügen und Unterhaltung sorgen, die man allgemeiner sucht und begieriger erkaufte, als Unterricht; so haben sie einen weit sichereren Einfluß auf die Lesewelt, in guter und böser Rücksicht; und gleichwohl giebt es in keiner Klasse oder Kunst der Autoren so viel Stümper, die ihre Bestimmung nicht kennen und ihre Kunst nicht verstehen, als gerade in dieser; für geschickte Männer in andern Fächern sorgt auch wohl der Staat, und es kann nicht fehlen, daß sich unter diesen nicht auch gute Schriftsteller finden sollten; nur in diesem ist es dem Zufall überlassen, ob sich gute bil-

L 121





den, oder ob sie wahren Beruf dazu haben oder nicht. Daher sind denn auch der schlechten Schriftsteller in keinem Fache mehr, als in diesem; und mithin ist es auch in keinem nöthiger, daß die neuen Produkte desselben der öffentlichen Prüfung unterworfen sein, und dem Publikum von ihrer Beschaffenheit, ihrer Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit Nachricht gegeben werde, als eben hier. Und zwar um so mehr, weil der größte Theil der Leser, für welchen diese Schriften bestimmt sind, und der sie auch liest, nicht für sich selbst wählen kann; weil er sich um die allgemeinen Journale, die ihrem Hauptinhalte nach nur für Gelehrte von Profession bestimmt sind, natürlich nicht bekümmert, und weil ihn diese oft zu kurz, zu unvollständig, zu spät, oder gar nicht belehren. Dem größern Theile des lesenden Publikums aus den feinern, nicht bloß den gelehrten Ständen, Lesern und Leserinnen aller Art, denen die Mühe das Lesen erlaubt; jungen Studierenden auf niedern und hohen Schulen, die durch das Lesen schöner Schriften ihren Geschmack bilden wollen; den Leuten von Geschäften, welchen ihre eingeschränkte Zeit kaum zuweilen ein Stündchen zum Vergnügen zu lesen vergönnt; diesen und andern mehr scheint ein bequemeres Hülfsmittel ihre Lektüre zu leiten, in unsern Zeiten um so notwendiger zu sein, da, wie jedermann weiß, die Fluth der zur Unterhaltung bestimmten Schriften jährlich zunimmt und dadurch die Wahl des Guten

Guten um so schwerer macht; und da bei weitem die meisten dem Geschmacke und den Sitten der Leser gefährlich werden können. Denn Beleidigungen der Sprache und des Styls, Vernachlässigung aller Regeln der Kunst, und was noch schlimmer ist, moralisch schädliche Meinungen und Schilderungen nehmen darinn immer mehr überhand.

Diesem Bedürfnisse des Lesenden Publicums soll durch gegenwärtige periodische Schrift abgeholfen werden. — Sie wird aber zwei Abteilungen haben, eine kritische und eine historische. I. In der erstern werden die Mitarbeiter den Lesern eine gründliche, unparteiische und brauchbare Anzeige, aller oder doch der meisten, gewiß aber aller merkwürdigen, zu den schönen Wissenschaften gehörigen Schriften, von 1794 an, geben; nemlich von den eigentlich sogenannten Gedichten aller Art — von den Schauspielen — von den Romanen und Halbromanen oder romantisch behandelte Geschichte — von den darstellenden Schriften in Prosa, die unter poetischen Formen philosophische Lehren vortragen; — und von den theoretischen Schriften über die Dicht- und Darstellungskunst überhaupt und über ihre Teile. — Wir schränken uns auf die deutschen Schriften dieser verschiedenen Gattungen ein; jedoch ohne Ausschluß der deutschen Uebersetzungen solcher Werke aus alten und neuen Sprachen. Journale, Taschen-



Taschenbücher, nehmen wir nur in so fern auf, als sie Produkte für die schönen Wissenschaften liefern; schöne Künste aber, Musikalien, vermischte Lesebücher etc. und was wohl sonst, aus Unbestimmtheit der Begriffe zu den schönen Wissenschaften gerechnet wird, bleibt gänzlich ausgeschlossen. — Die besten Schriften, und zumal die wirklichen Meisterstücke der angezeigten Fächer, sollen ausführlicher angezeigt, ihre Schönheiten hervorgezogen, einzelne Stellen zergliedert, ihr Charakter angegeben, und der Klasse von Lesern, der sie am brauchbarsten sind, empfohlen werden; kürzer sollen die Versuche, angehender Schriftsteller, von viel versprechenden Talenten, doch mit Billigkeit angezeigt, und noch kürzer die schlechten Sachen esener Schriftsteller, doch nicht ohne Belege, abgefertigt werden.

II. In der zweiten oder der größtenteils historischen Abtheilung werden wir vermischte Beiträge zur Geschichte, zuweilen auch zur Theorie der schönen Wissenschaften, und besonders ihrer Fortschritte und ihres Zustandes in den neuesten Zeiten liefern, und alles das Literarische beibringen, was sich nicht wohl unter Rezensionen bringen läßt; z. B. biographische Nachrichten von Verfassern schöner Schriften, solche, die den Zustand der schönen Wissenschaften, in besondern Gegenden betreffen; auch zuweilen kürzere Gedichte und darstellende Aufsätze von einern

ner oder der andern Meisterhand, die auf  
 einzelnen Blättern gedruckt, in allerlei Jour-  
 nalen u. zerstreuet, oder nur abschriftlich mitge-  
 theilt, mithin oft schwer zu haben sind, und von dem  
 Freunde der Muses vergeblich gewünscht werden;  
 und unter diesen werden wir solche, bei denen es  
 nöthig scheint, mit unsern erklärenden Anmer-  
 kungen begleiten; endlich werden wir zuwei-  
 len wichtige Punkte aus der Theorie und Kritik  
 der schönen Wissenschaften in eignen kürzern Ab-  
 handlungen zu erläutern und aufzuklären suchen,  
 oder Auszüge aus solchen theoretischen Aufsätzen  
 mittheilen, welche neue Aufschlüsse zu enthalten,  
 oder für den angehenden Künstler vorzüglich  
 brauchbar zu sein scheinen.

Durch diese Einrichtung erhält diese perio-  
 dische Schrift eine doppelte Bestimmung, die ei-  
 nes kritischen Journals und eines Magazins,  
 d. i. einer fortlaufenden Schrift, worinn Mate-  
 rialien für eine besondere Wissenschaft niedergelegt  
 werden; eine Einrichtung, die wir bei Zeitschrif-  
 ten für manche andre Disciplin selbst nicht billi-  
 gen würden, wo nemlich des noch zu verarbei-  
 tenden Stoffs sehr viel wäre, durch dessen Auf-  
 nahme sie zu groß und unbehülftlich werden müß-  
 ten; allein die schönen Wissenschaften unterschei-  
 den sich hier von andern, und der Schriftsteller  
 muß sich seinen Stoff selbst verschaffen; wir den-  
 ken daher nur Materialien für ihre Geschichte und  
 Theo:



Theorie und darunter nur die zweckmäßigsten, zu sammeln. Dadurch suchen wir unsern Lesern mehr Abwechslung zu verschaffen, und besonders jungen Freunden der Kunst, die Talente zum Arbeiten haben, nützlich zu werden; sie beizeiten mit den Grundsätzen bekannt zu machen, und durch das Beispiel, die Geschichte, und die Muster der Meister aufzuheitern. — In beiden Abtheilungen werden die Mitarbeiter für Belehrung und Vergnügen ihrer Leser alle Sorge tragen; in Ansehung des Tons nach einer männlichen Freimüthigkeit und Bescheidenheit streben; gleich entfernt von einseitiger Bewunderung und uneingeschränkter Tadelsucht, stets den Grundsätzen der Billigkeit treu, die einer derselben, auf unsre Bitte, in nachstehender Abhandlung vorgetragen, — werden sie für die Verdienste unsrer Homere und Luciane die gehörige Achtung tragen; schlechter, wenn gleich in Ruf stehender Schriftsteller nicht schonen; immer mit Kälte urtheilen, aber mit Theilnahme an der Wahrheit schreiben, und diese periodische Schrift nie zu einem neuen Tummelplatz der Leidenschaften, persönlicher Freundschaft und Feindschaft ausarten lassen.

Die Herausgeber der kritischen Bibliothek  
der schönen Wissenschaften.

Weber



kritische Billigkeit und Unbilligkeit,  
in Ansehung der Schriften aus den schönen  
Wissenschaften.

In der bürgerlichen Welt pflegen sich Richter und streitende Parteien nicht selten hinter dem Rücken, einer über den andern zu beschweren; die letztern beschuldigen die erstern der Kurzsichtigkeit oder der Parteilichkeit; und die erstern geben den andern Hartnäckigkeit, Eigenliebe und Unkunde der Gesetze Schuld, nach welchen sie bei ihrer Sentenz verfahren müßten; beide Theile mögen oft in verschiedenen Fällen so Unrecht nicht haben, doch zuweilen haben sie auch wohl beide zugleich Recht: wie wenn der Richter genöthigt wäre, alte, nicht mehr anwendbare Gesetze, in unaufgeklärten Zeiten von Dummheit oder Willkühr gegeben, geltend zu machen, und die Beklagten forderten, nach Recht und Billigkeit, und nicht nach barbarischen Gesetzen gerichtet zu werden? Fast eben so ist es in der litterarischen Welt. Wir halten die, welche das Geschäft übernehmen, Schriften anzuzeigen und zu beurtheilen, eben nicht für Richter der Gelehrten; denn es ist niemand gehalten, sich nach ih-

ren



ren Aussprüchen zu richten, wenn sie nicht durch Gründe bewegen; aber das ist gewiß, daß diese sogenannten Richter oft mit den Schriftstellern in einem sehr ähnlichen Verhältnis stehen. Denn der Kritiker entschuldigt sein strenges Urtheil mit seiner Pflicht, die guten und schlechten Eigenschaften eines Werks nach den Grundsätzen der Vernunft und des guten Geschmacks angeben zu müssen, und beruft sich auf sie, als auf Gesetze, die ihm vorgeschrieben sind und von denen er nicht abgehen darf; die Schriftsteller hingegen beschuldigen ihn nicht selten, daß er ihre Schriften aus Kurzsichtigkeit oder Parteilichkeit unbillig behandle, weil er entweder die guten Grundsätze des Geschmacks nicht kenne, oder sie aus Einfalt und Bosheit unrichtig anwende, oder auch solche zum Maßstabe nehme, die gar nicht anwendbar und gültig sind, und bloß einem alten Vorurtheile ihr Ansehen verdanken. Im letzten Falle ist indeß der gelehrte dem weltlichen Richter minder gleich; denn er kann sich nie mit autorisirten und positiven Gesetzen entschuldigen, wenn seine Sentenz hart und unbillig scheint; und sollte er doch an eine litterarische Autorität appelliren, und wäre es die des Aristoteles selbst, so appellirt der Verfasser an ein höhheres Tribunal, an den Menschenverstand, wo der Kritiker den Prozeß verliert.

Ueber diese Billigkeit und Unbilligkeit vor dem Büchergerichte, wollen wir hier bei dem An-  
fange

fange dieses kritischen Journals, kürzlich unsere Meinung sagen; doch werden wir uns dabei auf die Beurteilung der Werke einschränken, die man gewöhnlich zu den schönen Wissenschaften rechnet; wir verstehen aber darunter alle Schriften und Kompositionen in Versen oder Prosa, worinn Fikzion zum Grunde liegt, oder worinn allgemeine oder historische Wahrheit, die sonst vor das Forum des Verstandes gehört, durch Verunstaltung und beigemischte Fikzion vor die Phantasie und die Sinne gezogen werden.

Durch diese Beschreibung glauben wir so ziemlich das Wesen der schönen Kunst (durch die Rede) oder der Dichtkunst, im weitern Sinne des Worts, angegeben zu haben; die Absicht, die der Dichter haben kann, und die Mittel, sie zu erreichen, lassen sich leicht daraus herleiten. Denn Fikzion, die sein Stoff sein soll, kann eigentlich nur zur Belustigung, zum Vergnügen dienen, weil sich der Nutzen auf das Wahre beziehet; — und allgemeine Wahrheiten die er verständlichen soll, können nur zur Belehrung dienen, weil sich das Wahre auf den Verstand beziehet; und, also wird die Absicht des Dichters sein, zu vergnügen und zu belehren, doch das letzte allemal in Verbindung des ersten; er kann nur belehren, indem er ergötzt, nicht aber, wie der Philosoph, ergötzen, indem er bloß belehret; was  
nur



nur den Verstand interessiert, ist ihm nicht  
genug.

*Et prodesse volunt & delectare poetae.*

Der Dichter ergötzt uns, indem er uns  
angenehme Fiktionen, Begebenheiten, Situa-  
tionen und Sitten auf eine Weise vorträgt, die un-  
sern Sinnen schmeichelt, und unsre Einbildungs-  
kraft mit schönen Bildern füllt. Er teilt uns sei-  
ne Gedanken in einer feurigen Sprache mit, die  
unsre Phantasie entzündet, und das Gemüth in  
eine Wärme versetzt, worin alle Vorstellungen  
ohne Mühe und wie von selbst, mit vieler Lebhas-  
tigkeit in uns entstehen. Diese Lebhaftigkeit der  
Gedanken, die süße Schwärmerci, oder kurz die  
Begeisterung, worin ein dem Dichter wichtiger  
Gegenstand seine Seele versetzte, teilt sich uns  
durch seine Kunst mit; wir fühlen unser Herz bei  
seinem Gesange erweitert und erwärmt, unsre Phan-  
tasie beflügelt, unsern Verstand angenehm beschäf-  
tigt. Das Sylbentaß und die rhythmische Spra-  
che, die als eine leisere, aber sehr mannichfaltige  
Musik, dem Ohre schmeichelt, durch ihren  
verschiedenen Gang sich dem Ausdruck der ver-  
schiedenen Vorstellungen anschmiegt, und dadurch  
die Lebhaftigkeit des Eindrucks verstärkt; der Aus-  
druck des Dichters selbst, der nicht die gemeine  
Sprache der Menschen, sondern höherer Wesen zu  
sein scheint, und an sich auf einen exaltirten Zu-  
stand

stand des Redenden schließen, und außerordentliche Gedanken erwarten läßt; die Bekanntheit, worinn der Dichter mit höhern und überirdischen Wesen zu stehen scheint, da er uns ihre Reden und Thaten in einem solchen Detail und mit einer solchen Zuversicht zu beschreiben weiß; oft auch der große Umfang des Schauplatzes, worauf er uns führt, und der oft nichts geringer ist, als das Universum selbst, und, wie in der Iliade, Himmel und Erde, Ober- und Unterwelt umfaßt; ein Schauplatz, den uns der Dichter dennoch so umständlich und mit so lebendigen Farben zu malen weiß, als sei er damit so bekannt, als wir mit unserm Wohnort; endlich die erregte und befriedigte Erwartung und das Interesse, das er in uns für eine gute Sache oder für gute und unschuldige Menschen erweckt — alles dis macht ein Gedicht, durch gute Musik oder Deklamazion unterstützt, oder auch nur in gehöriger Gemüthsfassung gelesen, zu einem der stärksten und edelsten Vergnügen. Am meisten jedoch hängt dis Vergnügen von der Beschaffenheit der Dichtung, und von dem Interesse ab, das aus der Erwartung des Erfolgs entsteht. Darum werden auch die Gattungen der Poësie am meisten gesucht, die ihrer Natur nach, am geschicktesten sind, diese Erwartung zu erregen, und darum sind auch Fikzionen dem Dichter bequemer, als historische Wahrheit; denn weil er fingiren darf, so ist er nicht wie



wie der Geschichtschreiber zur Wahl eines Stoffes gezwungen, der die Neugier weniger erregen, und den süßern Neigungen des Herzens weniger schmeicheln kann; er darf dem Stoffe jede Wendung geben, wodurch die Erwartung aufs stärkste erweckt und zum längsten hingehalten wird; er darf seinen Plan so einrichten, daß die Empfindungen, die er in dem Leser erwecken will, alle in der Folge entstehen, welche das Interesse und die Erwartung am meisten befördert; welches dem Geschichtschreiber, an den Gang wirklicher Begebenheiten gebunden, nicht erlaubt ist; dieser muß sogar zuweilen etwas im Voraus sagen, und Motive und Umstände anführen, welche die Erwartung eher befriedigen, als sie recht erweckt ist; aber der Dichter kann alles verstecken, was den Ausgang zu deutlich verrathen würde; er erregt wohl, durch stumme Fingerzeige, Besorgnisse und Muthmaßungen, aber solche, die uns ungewiß lassen, die das Gemüth in sanften Schweben, das Herz in warmer Teilnahme erhalten.

Der Dichter belehrt und nutzt, indem er dem Verstande nützliche Wahrheiten, in Bildern, Beispielen, Handlungen und ihren Folgen, vorhält, und durch lebendige Darstellung und den treffenden Ton, worinn er von Jugend und Laster, von guten und bösen Gesinnungen spricht, tiefen Eindruck auf das menschliche Herz macht, und darinn eben die sanften, wohlwollenden, edlen Gefühle

fühle erweckt, die er in seinem Werke darstellt. Denn das ist keine wahre Poesie, die das nicht zu thun vermag! — Der wahre Dichter, von seinem Gegenstande gerührt, durchdrungen, entzückt, hat alle interessante Seiten desselben mit scharfem Blick aufgefaßt, und kann ihn daher von der Seite, mit der Wendung, in dem Tone zeigen, wo er nothwendig Eindruck auf das Gemüth machen muß. Denn auf die Art, auf den Ton, worin etwas gesagt wird, kommt alles an, wenn es das Herz rühren soll, und der Dichter ist eben der Künstler, der alle Töne und Wendungen der Rede kennt und sich auf ihr Verhältnis zu der Empfindung versteht. Groß ist daher die Gewalt des Dichters über den Menschen, wenn er will, wenn er seine Kunst zum Vorteil der Tugend ausübt, und sie nicht an Spielwerken oder einem bösen Stoff verschwendet, an einem Stoffe, dessen zu lebhafte Vorstellung nur zur Wollust, und Ueppigkeit verführen oder in Unzufriedenheit und Menschenhaß stürzen kann. Der Dichter verdient keine Schonung, der durch schlüpfrige Gemälde des thierischen Instincts die Herzen der Jugend vergiftet, oder durch mißsüchtige Darstellungen, von höllischer Bosheit und namenlosen Elend in der Welt — sei es nun aus einer franken Phantasie oder aus einem verdorren Herzen geschöpft — uns beides, die Menschen und das menschliche Leben verleiden will.

Denn



Denn er raubt uns dadurch den getrostesten Muth, die beste Stütze der Tugend und das beste Glück des Lebens. Der wahre Dichter malt uns die Tugend immer von der liebenswürdigen, das Laster immer von der häßlichen Seite; die guten und edlen Gefühle, die ihn selbst bei Hervorbringung seines Gesangs belebten, theilen sich dem Zuhörer mit, und er fühlt bald seinen Geist erhoben, bald zu menschenfreundlichen und zärtlichen Gesinnungen gestimmt, bald in Trübsal erheitert, bald gegen die Leiden des Lebens gestählt. So werden unsre guten Neigungen durch gute Gedichte in Übung erhalten, belebt und verstärkt; dem Verstande wird es leichter, die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit (ohne welche es freilich keine aufgeklärte Tugend geben kann) zu verstehen, und dem Willen, sie in Ausübung zu bringen. Bloß vor den Verstand gebracht, haben allgemeine Grundsätze selten die gehörige Kraft;

„Wir lernen, wie wir leben sollen;

„und leben, wie zuvor.“

Aber wenn wir sie in Beispielen aus der Geschichte, oder in wahrscheinlichen Dichtungen anschaulich erkennen, oder wenn sie uns auch nur durch den poetischen Ausdruck versinnlicht und lebhaft gemacht werden, so kommt die Einbildungskraft dem Verstande zu Hülfe, und das Allgemeine erhält

erhält

erhält durch das Besondre eine solche Klarheit, der die Seele nicht widerstehen kann und welche den Willen bestimmt. So belehrt, so nuzt der Dichter.

— — „Groß ist seine Macht;  
 „der Menschen Geist, der Menschen Herz ist Wachs  
 „in seiner Hand. In süßem Flug  
 „sucht er die Wahrheit auf und findet sie. — —  
 „Er lockt die Träne von der Jungfrau Blick,  
 „und lenket Ströme himmlischen Gefühls  
 „ins Herz der Irdischen; er lehrt den Tod  
 „verachten, und den Helden bildet er.  
 „Er taucht sanfte Freuden um sich her,  
 „und lehrt verschmähen, was nicht edel ist.“ \*)

Darf man nun dieses Vergnügen, diesen Nutzen von einem Dichter erwarten, so ist's nicht unbillig, so oft jemand durch Herausgabe poetischer Produkte diese Erwartung erregt, wenn angezeigt wird, ob und warum er diese Erwartung erfüllt oder getäuscht habe, d. i. in wiefern er ein wahrer Dichter sei und seine Kunst verstehe? — Die Kunst ist uns hier der Inbegriff aller der Mittel, wodurch jene Endzwecke des Vergnügens und Nutzens erreicht werden, auf welche die Beobachtung des Eindrucks einer sinnlichen oder poetischen Rede die Menschen aufmerksam gemacht hat. Es kann folglich nicht anders

\*) F. L. Stollberg.



andere gezeigt werden, daß jemand ein wahrer Dichter sei, als dadurch, daß man darthut, ob er diese Mittel angewandt habe.

Mit Recht fordert man also von dem Verfasser poetischer Werke, daß er sich als ein ächtes poetisches Genie bewiesen habe, als ein solches, das den Gegenstand, den es vorstellt, von der interessantesten Seite auffaßt und mit den Farben einer feurigen Phantasie so verschmelzt, daß er seine alltägliche Gestalt verliert, und das Gepräge der Poesie annimmt. Denn der abgedrückte Pfeil verwandelt sich in einer Dichtersfete, und entflucht ihr als ein geheimer Bringer der Schmerzen gierig unter den Feind; und die Schlacht, die wir nach Gottes Schickung entweder gewinnen oder verlieren, sieht der Dichter von Gott auf die Wage legen, und die donnernde Schale bald sinken bald steigen.

Mit Recht fordert man von dem Dichter, daß er Erfinder sei; denn nur das Neue hat wahres Interesse; und daß sein erfundener Stoff der poetischen Behandlung fähig, oder reich an Thatsachen, Leidenschaften und Sittlichkeit sei. Denn Handlungen sind, als auf einander folgende Dinge, der Darstellung durch Worte am fähigsten, und Leidenschaften sind die Quelle, woraus große, mannichfaltige, verwickelte Handlungen und Erfolge entspringen.

Januar 1795.

B

Man

Man kann von ihm verlangen, daß er in dem Wesentlichen der Kunst, seinen Stoff dichterisch zu behandeln, erfahren sei. Das Wesentliche besteht aber in zwei Stücken; erstlich in der Kenntnis des Menschen, seiner natürlichen und erworbenen Neigungen; des Ursprungs, Fortgangs und gegenseitigen Einflusses der Leidenschaften; und der mannichfaltigen menschlichen Charaktere, nach ihren Hauptzügen, Mischungen und Nuancen; — und zweitens in der Fertigkeit, diese Kenntnis als Dichter praktisch zu zeigen, Personen in Situationen zu setzen, und sie nach einem gegebenen Charakter und nach einem bestimmten Maaß von Weltkenntnis, handeln und reden zu lassen. — Der Dichter soll sich auf die Anordnung dieser Materialien verstehen, und ein Ganzes daraus zu machen wissen; er muß zwar reich an Stoff sein, aber dabei alles Ueberflüssige und Fremde weglassen; alle einzelne Bestandteile sich auf das deutlichste gedacht haben, und sie in die Verbindung setzen, daß das Vorhergehende Licht und Interesse auf das Folgende wirft, und das Ganze die beste Wirkung hervorbringt.

Hierauf soll der Dichter den erfundenen und angeordneten Stoff in Worte fassen, und man verlangt von ihm, daß er den Ausdruck in einem hohen Grade in seiner Gewalt habe, und zwar in mehr als einer Rücksicht. — Denn zu  
erst



erst soll er die Sprache jeder Leidenschaft und jedes Charakters -- wie dieser durch Alter, Geschlecht, Nation, Glück, Temperament und Sittlichkeit bestimmt wird -- wissen und treffen; denn anders äußert sich der Zorn, anders die Liebe; (und durch diese Neukrungen, diese ins Auge fallende Kennzeichen muß er doch die inneren Bewegungen der Seele versinnlichen;) und anders denkt und redt der Zornige, anders der Sanfte, anders der Greis, anders der Jüngling; anders der Grieche, anders der Barbar; anders der Sklav, anders der freie Mann. — Vors andre soll er wissen was poetische Dikzion sei, und wodurch sich Dichtersprache von Prosa unterscheidet; er muß jedes Ding eigenthümlich, und doch bildlich zu benennen wissen; er muß seine Sprache durch den rechten Gebrauch edler aber nicht affektirter, neuer aber nicht auffallender, alter aber nicht altfränkischer, feltner aber nicht unverständlicher Wörter über die alltägliche Menschensprache zu erheben und zu einem wahren Idiom der Muse zu machen wissen, das sich zum Inhalte seines Werks schickt, und schon an sich ein gutes Vorurteil dafür erregt. — Und drittens muß er dem allen doch die wahre Sprache seiner Nation zum Grunde legen, und eigenthümlich, dem Sprachgebrauch gemäß, rein und richtig reden, wie der kultivirtere Teil seiner Zeitgenossen. Denn da er auf diese wirken will, so muß er ihre

Sprache sprechen. Diese großen Tugenden der Sprache, besonders Eigenthümlichkeit (Proprietät) und Reinigkeit haben alle wahren Dichter besessen; eben dadurch sind sie zu dem Range klassischer Schriftsteller gelangt; und ohne sie kann kein Buch lange gefallen. Denn dazu gehört, daß es belehre und vergnüge; belehren kann es nicht ohne Deutlichkeit, welche vornehmlich durch den eigenthümlichen Ausdruck entspringt, und veranügen kann es nicht ohne Abwesenheit alles Anstößigen und Abgeschmackten, worinn die Reinigkeit der Sprache besteht.

Von dem Dichter in engerm Sinn fordert man noch eine vierte Tugend der Sprache, nemlich die Melodie, das Musikalische, das aus dem rechten Gebrauch der Rhythmen und der Sylbenmaasse entsteht. Denn hierdurch wird die Poesie der Begleitung der Tonkunst fähig. (Womit sie in dem ersten Zeitalter ihrer blühenden Jugend immer verbunden war;) und der Rhythmus vermehrt die Bedeutsamkeit der Worte und den Ausdruck des Gesagten. Außer der allgemeinen Kenntnis der Verskunst, wird der Dichter noch die Schicklichkeit jeder Versart zu seiner Gattung zu dichten, und zu dem besondern Inhalt verstehen müssen. Denn der epische Dichter gebraucht ein anderes Sylbenmaass als der lyrische; und da das nemliche Sylbenmaass noch viel Abwechslungen gestattet, so muß er sich dieser Abwechslungen nach  
der



Der Verschiedenheit seiner Materien bedienen.  
Die Thaten seiner Helden singt Homer im Hex-  
ameter; doch da dieser Vers langsame Spondaen  
und flüchtige Daktyle zuläßt, so bewegt er den  
schwerbeladenen Wagen im erstern, und giebt  
schnellen Rossen die Flügel des letztern. — Durch  
den Gebrauch dieser beiden Stücke, der rechten  
Versart und des jedem Charakter, jeder Leiden-  
schaft angemessenen Tons entsteht das, was man  
das Kolorit des Gedichts nennt, der Far-  
ben ton, welcher den wahren von dem falschen  
Dichter unterscheidet.

Descriptas fervare vices operumque  
colores  
Cur ego, si nequeo, ignoroque, poeta  
salutor?

Doch ich bin vielleicht schon zu weitläufig  
in Aufzählung der Regeln der Kunst geworden,  
deren Befolgung die Kritik von demjenigen ohne  
Unbilligkeit fordern kann, der dem Publikum Ge-  
dichte vorlegt. Ihre Gültigkeit wird allgemein  
eingestanden, und man hat in den neuesten Zei-  
ten so ziemlich unterscheiden lernen, welche Grund-  
sätze der Theorie sich wirklich in der Natur des  
Menschen gründen und der Dichtkunst wesentlich;  
und welche aus einseitiger Beobachtung entstan-  
den, bloße Nebensache und der Wirkung der  
Poesie nicht nachtheilig sind; wir haben darüber  
auf

aus alten und neuen Zeiten sehr gute und nützliche Anweisungen; doch verdient vielleicht keine so sehr empfohlen zu werden, als die Dichtkunst des Horaz, welche bei aller Kürze das Nöthige enthält, was den Dichter bei seiner Arbeit, und den Kritiker bei der Beurteilung leiten kann; und beide können diesen Schriftsteller desto sicherer zum Führer nehmen, weil er seine Regeln von den griechischen, d. i. den besten Meistern abstrahirte, und dabei nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes verfuhr; folglich sich weder durch schlechte Beispiele, noch durch eine spitzfindige Aesthetik irre machen ließ.

Wir wollen also zu diesen billigen Forderungen der Kritik an den Dichter, die auf Befolgung der Regeln der Kunst dringt, nichts weiter hinzusetzen, als was auch dieser große Dichter und Kunstrichter selbst bemerkt hat, daß ein Werk auch die Probe der Kritik muß aushalten können; daß die schärfste Prüfung keine wesentlichen Mängel, und eine oft wiederholte Lectür keinen Ekel daran finden, daß es nicht nur obenhin und von weitem, sondern in der Nähe, mit scharfem Blick betrachtet, gefallen müsse.

Doch der Dichter könnte alle Regeln der Kunst auf das genaueste befolgen, und er könnte dennoch kein großer, kein angenehmer und lehrreicher Schriftsteller sein; in dem Falle nemlich,  
wenn



wenn er in Aufklärung und in gemeinnützigen Wissenschaften weit hinter seinen bessern Zeitgenossen zurückbliebe, und auf ihre Bedürfnisse und ihren gegenwärtigen Zustand keine Rücksicht nähme. — Wir verzeihen es manchem ältern deutschen Dichter, daß er viele Vorurteile seiner Zeit noch nicht abgelegt hat; aber die nehmlichen Vorurteile würden einen jehigen Dichter alles Beifalls berauben; und wenn er seine Zeitgenossen und ihre moralischen Bedürfnisse nicht kennt und bei der Wahl seines Stoffes keine Rücksicht darauf nimmt, wie will er Einfluß oder Ehre hoffen? — Die Sache ist an sich klar; und der Dichter der *Messade* würde im fünften Decennium dieses Jahrhunderts, die Aufmerksamkeit nicht erregt haben, wenn er bei seinem ersten Entschlusse geblieben wäre:

— — unter den Lanzen und Harnischen  
Heurich, unsern Befreier, zu singen;

die er mit seinem heiligen Stoffe wirklich erregte; aber wer weis was er thun würde, wenn er sich im zehnten zur *Epopöe* zu entschließen hätte.

Laßt uns nun das Blatt umkehren, und sehen, ob auch die Kritiker diesen Grundsätzen bei der Beurteilung, so wie die Dichter bei der Ausarbeitung immer treu bleiben; oder ob sie sich oft eines andern Maßstabes bedienen, und ungerecht und unbillig werden? — Die Vergehen, wo-  
rüber

rüber man sie anklagt, sind aber theils allgemein, und äußern sich bei allen Arten gelehrter Produkte; theils besonders, und zeigen sich z. B. bei Beurteilung schöner Schriften. Wir nennen nur einige der ersten und berühren kürzlich die letztern. Gene sind entweder Parteilichkeit oder Mangel an Gründlichkeit. Denn der Rezensent der schlechten Art, lobt oder tadelt, je nachdem er bei dem Exemplar einer Schrift, das ihm zum Rezensiren überschickt wird, — einen Dukaten gefunden hat oder nicht; — nachdem er den Schriftsteller für seinen litterarischen Rival hält — nachdem er zu derselben gelehrten Sekte geschworen hat — nachdem er Lohn oder Rache der Regierungen fürchtet, welche sich Verfechter mit der Feder so wie mit dem Degen erkaufen; — und je nachdem der Schriftsteller, dessen Werk er anzeigt, schon im Ruufe steht oder nicht. Denn die berühmten oder berufenen Autoren mögen malen oder kritzeln was sie wollen; es finden sich Sostier, die es kaufen und litterarische Herolde, die es preisen. — Bei nahe eben so oft klagt man über den Mangel an Gründlichkeit in kritischen Blättern. Sie geben oft keine deutliche und vollständige Idee des Buchs; der Verfasser bleibt bei einzelnen Zeilen stehn, treibt einzelne Fehler auf, reißt Stellen aus dem Zusammenhange, und vergift den allgemeinen Charakter, die Absicht, die Ausführung, den Ton und Geist der Schrift kurz, doch deutlich anzugeben

ben



ben und zu beweisen. Oder er beurteilt ein Buch aus falschem Gesichtspunkte, aus falschen Grundsätzen. Freilich richten sich unsre Urtheile nach unsern jedesmaligen Einsichten, und wer ihnen nur immer treu bleibt, dessen Herz ist wenigstens außer Schuld, aber die nothwendigste Einsicht ist, zu wissen, ob man im Stande sei, über einen Gegenstand, über eine Schrift überall zu urtheilen oder nicht?

Durch nichts macht sich der Rezensent eines poetischen Werks öfter der Unbilligkeit schuld, als durch einen einseitigen Geschmack. Allerdings muß er sich zutrauen, daß sein Gefühl des Schönen überhaupt richtig sei; aber muß er nicht mit Recht ein Mißtrauen in seinen eignen Geschmack setzen, wenn er findet, daß seine Bildung von dieser Seite einseitig gewesen ist, daß er die besten Werke der Neuen und Alten noch nicht studirt hat; und daß der größte Teil der Dichter und ihrer Freunde anders empfinden, als er? — Unbillige Beurteilungen, die aus dieser Einseitigkeit entstehen, sind u. a.: alle reimlose oder gereimte Verse ohne Einschränkung verdammen — alle stropfenlose Gedichte unpoetisch finden — von einer Dichtungsart die Wirkung verlangen, die man bei einer andern gefunden hat — Poesien der sogenannten leichten Gattung deswegen mit Kälte behandeln, weil man vorzüglich Gedichte von längern Plan und starker Farbengebung liebt; — ein

— ein gewisses Dichtertalent, wovon man zufälliger Weise genauere Kenntnis erlangt hat, allenthalben suchen, und für alle übrigen blind sein; z. B. die Fülle der Gedanken und poetischer Diction übersehen, weil sich der Dichter einige Härten im Ausdruck, in der Stanston und dem Reim erlaubt hat; oder umgekehrt, leere Verse bewundern, weil sie den poetischen Numerus haben.

Es giebt einen überfeinen Geschmack, dem gewisse Verfahrensarten der Dichter, ihren Stoff zu behandeln, und die Einmischung gewisser Sitten und Gegenstände aus dem gemeinen Leben, ob schon in der edelsten Sprache und mit viel Delikatesse berührt, anstößig sind. So stoßen sich gewisse, besonders französische Kunstrichter an die genauen Gemälde Homers von den häuslichen Sitten und der Lebensart in der heroischen Welt: da dieselben Sitten in diesen meisterhaften Gemälden durch ihre Einfachheit und Natur andere so unwiderstehlich an sich ziehen; und so behagen dem Gaumen gewisser deutschen Kunstrichter Börsens ländliche Gedichte nicht, weil sie so natürlich sind, daß sogar der Gesang des Kuckuks und der Rohrdommel darinnen vorkommt.

In Zeiten, wo ein gewisses philosophisches oder theologisches System seinen eisernen Zepher über die gelehrte Welt ausstreckt und despotisch alle die verfolgt, die sich ihm nicht unterwerfen wollen; da werden die öffentlichen Bücherrichter oft



oft ungerecht gegen alle Dichter, die sich durch einen Inhalt auszeichnen, der neu ist und dem adoptirten System nicht gemäß zu sein scheint. Denn diesem soll und muß alles angemessen, oder, wie sie sagen, wahr sein. Lukrez, wenn er wieder käme, würde keine Gnade vor ihnen finden; und Nathan der Weise ward hie und da so kalt aufgenommen, weil er die Keterei lehrt, daß man die Menschen ohne Unterschied der Religion lieben müsse. Sectengeist scheint überhaupt der Aufnahme der Poesie sehr nachtheilig zu sein; denn er unterdrückt die eigne freie Beobachtung und verschränkt den Blick unsres innern Auges auf das enge Terrain einer spitzfindigen Wissenschaft, die die Schwingen des Geistes mit blei-ern Gewichte niederzieht. In welche Zeiten fällt die schöne Epoche unsrer vaterländischen Dichtkunst? waren es nicht die, als das Ansehn einer gewissen philosophischen Schule fiel? und wer weiß, warum unser Parnas seit einiger Zeit an schmackhaften Früchten so leer wird?

Die Billigkeit eines Rezensenten, der ein ehelicher Mann ist, wird sich überhaupt darinn zeigen, daß er das Gute nicht verschweige und das Fehlerhafte eines Buchs nicht vergrößere. Er wird einem Gedichte das gebührende Lob nicht versagen, wenn er findet, daß alle wesentliche Regeln der Kunst mit wahren Dichtergeist darinn angewandt sind, sollten auch minder  
noth-

nothwendige verletzt sein; er wird eine Shakespea-  
rische Darstellung menschlicher Leidenschaften, Cha-  
raktere und Handlungen nicht verkennen, sollte  
auch die Dikzion fehlerhaft, die Sprache oft  
schwülzig, und die Regel der Einheit beleidigt  
sein. Ohne Zweifel würde ein Werk ohne diese  
Fehler noch vollkommener sein; aber allen Werth  
benehmen sie ihm nicht. — Nur eine Aus-  
nahme möchten wir machen, wenn es eine ist.  
Falsche moralische Grundsätze, verführerische Maxi-  
men gewisser höhern Stände, welche Schriftstel-  
ler der unterhaltenden Art oft in ihren Werken  
mit anbringen, nicht sowohl, weil sie ihnen aus  
dem Herzen kämen, sondern um den Tonon  
der vornehmen Welt zu treffen — diese oft  
schändlichen Maximen benehmen dem poetischen  
Verdienst eines Werks an sich nichts; aber da man  
verlangen kann, daß der Künstler nicht nur  
Künstler, sondern in seinen öffentlichen Werken  
auch guter Bürger sein soll: so müssen es die  
Kritiker in diesem Stück ein wenig genau mit  
ihm nehmen, und die Schönheiten des Werks  
nicht ohne die ausdrückliche Warnung anzeigen,  
daß eine Schlange unter den Blumen liege.

Sollen wir noch ein Wort von den un-  
billigsten aller Bücherrichter sagen, von denen,  
welche den Menschen nicht von dem Verfasser  
oder Dichter unterscheiden? Was geht das bür-  
gerliche oder häusliche Loben des Schriftstellers  
den



den Rezensenten oder das lesende Publikum an? Können seine Gedichte z. B. keinen Werth haben; weil er zu einem Stande gehört, der unter den Gelehrten nicht zünftig ist, weil er z. E. Kaufmann oder Offizier ist? und können sich nicht, neben gewissen Fehlern in den Sitten, alle Talente finden, die zur Hervorbringung geistreicher Werke erfordert werden? Robinson Crusoe bleibt immer einer der lehrreichsten und nützlichsten Romane, besonders für die Jugend, wenn auch die Anekdote von Defoe, dem Verfasser, wirklich wahr sein sollte, woran ich jedoch zweifle. Ein armer Schiffer, Seltzer, (sagt man) erzählte ihm die Abenteuer, die den Hauptstoff ausmachen, als seine eignen; und Defoe versprach, sie zu beschreiben, und ihm einen Teil des Schriftsteller- verdienstes zu geben; allein er hielt nicht Wort; schrieb zwar die romantische Geschichte, gab sie heraus und verdiente viel Geld damit, gab aber dem armen Abenteuerer nichts davon ab. Ein hoher Grad moralischer Verdorbenheit scheint sich zwar mit der Feinheit des Gefühls und der Nichtigkeit des Verstandes nicht zu vertragen, die den großen Künstler macht; aber jene geringern Fehler eines Schriftstellers, wovon oft das Gerücht zuerst ins Publikum kommt, benehmen ihm seinen Werth nicht; und Xenophon scheint nicht ganz Unrecht zu haben, wenn er behauptet, die Sünde mache den Menschen besser. In der That,

That, wer nie gefehlt hat, (was nie der Fall war,) der scheint die anschauende Kenntnis des innern Menschen nicht haben zu können, die zu nüriger Darstellung alles dessen gehört, was im Busen des Menschen vorgeht, und sich in Worten und Thaten äußert.

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

~~\_\_\_\_\_~~

## Kritische Nachrichten

von

neuen Schriften.

*Alexingers neueste Gedichte.* Wien, b. Camesina  
u. Comp. 1794. (Auf Druckpapier, 20 grl.  
und auf Schreibpapier mit Bignetten. 1 thl.  
6 grl.)

Diese Sammlung vermischter Gedichte, deren Werth zu ungleich ist, als daß sich ein allgemeines Urtheil darüber sagen ließ, besteht theils in eignen, meist kürzern poetischen Aufsätzen des Hrn. von A. theils in Uebersetzungen. Wir wollen von beiden Klassen besonders sprechen. Unter den ersten finden sich viele Gelegenheitsgedichte,  
die

303



die man dem W. bei öffentlichen und Privatangelegenheiten abgefordert hat, und die zum Teil in fremden Namen verfertigt sind; Gedichte auf Hochzeiten, Geburts- und Sterbefälle, Huldigungen, auch einige dichterische Kunstleien, z. B. ein Gedicht aus 400 Buchstaben, für einen Juden gemacht; ein anderes mit gegebenen Endreimen, (bouts-rimes) und d. gl. Spielwerke mehr. Viele derselben können außer dem Zirkel, für den sie bestimmt waren, oder höchstens außerhalb Wien, kein großes Interesse haben; man sieht ihnen die Eilfertigkeit des Dichters an, der, und mit Recht, Geist und Studium lieber wichtigern Werken aufsparte; und da sie wenig hervorstechendes haben, so sehen wir nicht recht, warum sie dem deutschen Publikum vorgelegt worden mußten. Zu diesen Gelegenheitsgedichten gehören auch die Improvisatus auf die Anlegenheiten der französischen Revolution; denn das sind sie; und der W. kann den Stoff weder mit gehöriger Kälte gewählt, noch mit großem Fleiß bearbeitet haben. Sie verrathen zu wenig Mäßigung. In einem Gedicht an den Kaiser Leopold bei Erklärung des Krieges gegen Frankreich, heißt es u. a., recht im Ton des bekannten Manifestes:

Zwar legten pflichtvergessene Demagogen  
 an den Gesalbten Gottes ihre Hand:  
 denn läufst du schneller, als ein Pfeil vom Bogen  
 und trügest Nach' in der Verräther Land.  
 in

in einem andern wird die Unschuld des Königs von Frankreich sogar mit der Unschuld des Erstlers verglichen: er sei

Durch teuflische Rasal' und Pöbeltyrannei unschuldig wie das Lamm auf Golgatha geschlachtet.

Klopstock mahnte die Fürsten von dem gefährlichen Freiheitskriege ab; Herr von A. muntert sie dazu auf, den hingerichteten König und die Königin zu rächen. S. S. 156. 160. Von einem verdienstvollen östreichischen Offizier heißt es, daß er

— im Blute gall'scher Krieger

Dem strecken Volk den scharfbesrittenen Satz bewies, daß öfters nicht allein die Ehren großer Ahnen, auch ihre Tugend erblich sei.

Eine feine Art zu beweisen; ein schönes Lob für einen Mann von Verstande! Doch diese Ueber- eilungsfehler, an welchen, das wissen wir gewiß, weder der Kopf noch das Herz des V. Schuld sind, da seine Gedichte sonst eine so reine Moral athmen, benehmen vielen Stücken dieser Sammlung ihren Werth nicht. Es sind mehrere darunter, denen man eine glückliche Erfindung, eine leichte Versifikation, glückliche Reime, eine reine, edle, doch nicht immer poetische Dikzion, Wit und Laune nicht absprechen kann, obgleich vielleicht keins ganz korrekt ist. Insonderheit besitzt Herr von A. das unschätzbare Talent, nützliche Lehren und brauchbare Sentenzen mit Präzision, Nach-  
druck



druck und Rundung, oft vermöge einer glücklichen Anspielung zu sagen, z. B. S. 9.

Ich armer Namler feile dir

dein rauh Gedicht, und du mißhandelst mich dafür.

oder: Du armes Ding! mit allem Ueberkleistern  
mit allem Schminken läßt sich die Natur  
nicht meistern.

Zu den bessern Gedichten rechnen wir vornehmlich die, welche ein allgemeineres Interesse haben, als die gelegentlich gefertigten; insonderheit haben uns gefallen: die Schönheit und die Mode, nach dem Italiänischen des Pignotti, S. 5. An die Zeit, S. 24. Was hilft's, S. 57. Der Vertrag der Liebe und der Vernunft, S. 135. und die Vergötterung des Herkules, eine Kantate, S. 183. Wir wollen davon eins der kürzern zur Probe anführen.

Was hilft's?

Des Glücks Pallast, das wünschenswerthe Ziel,  
nach welchem stäts im seltsamsten Gedränge  
die Menschen ziehn, ist wirklich nicht so enge,  
als Mißsicht wähnt, und hat der Thore viel.  
Allein was hilft's? Despotin Liebe, du!  
sperrst bis auf Eins mir alle Thore zu.

Sonst walt' ich gern auf Fluren hin und her,  
sah gern, was selbst der Murrkopf in der Sonne  
zu sehn gewünscht, den Glanz der lieben Sonne,  
und labte mich in ihrem Strahlenmeer.  
Allein was hilft's? Nun strahlt umsonst ihr Licht,  
ich sehe sie vor Minnas Augen nicht.

Januar. 1795.

E

Der

Der Gläser Klang erwecket Fröhlichkeit,  
 und trefflich schmeckt nach klug gebrauchtem Tage  
 der Abendpunsch beim munteren Gelage;  
 es wird hierdurch auch Weiser Herz erfreut.  
 Allein was hilfts? Nicht stört ein andrer Wunsch!  
 Ach! ohne sie schmeckt ekelhaft der Punsch.

Schön ist, berühmt, das ist, geliebt zu sein,  
 und trägt nicht der Spruch gelehrter Mäxter,  
 so wird vielleicht beim Namen größrer Dichter  
 der meinige nicht ganz vergessen sein.  
 Allein was hilfts? der Weisfall einer Welt  
 ergötzt mich nicht, wenn ihr mein Lied mißfällt.

Const hatt' ich kaum ein süßer Glück gekannt,  
 als im Homer, den wie ein höher's Wesen  
 mein Geist verehrt, das Lob Achills zu lesen.  
 Zwar nehm' ich noch sein göttlich Buch zur Hand.  
 Allein was hilfts? Lob' er, so schön er ist,  
 ich lese draus nur Minna statt Achill.

Const sandt' ich gern auf Landschaft meinen  
 Blick;  
 er schweift' umher im Zirkel schöner Frauen,  
 nicht ungelohnt; nicht, wenn mein Selbstvertrauen  
 mich nicht betrügt, erwüth' er Liebesglük.  
 Allein was hilfts? Mich dünkt' nur Minna schön,  
 sie will ich nur, sie will ich ewig sehn.

Die Freundschaft geh' in dieses gute Herz  
 sonst Linderung; voll zärtlichem Erbarmen  
 winkt sie mir noch; sie ruft mit offenen Armen:  
 Komm, Trauriger; ich mildre deinen Schmerz.  
 Allein was hilfts? Denn Minna ist mir mehr,  
 als eine Welt von lauter Freunden war.

Man



Man erlaube uns, ein Paar Anmerkungen zu diesem gewiß nicht schlechten Gedichte zu machen; so werden wir zugleich den Charakter der alkyngersischen Muse am besten angeben können.

— Die Einheit der Empfindung, die in dem Gedicht ausgedrückt ist, und das Strophenmäßige, daß sie singbar macht, berechtigen es zu dem Namen eines Liedes, und es hat, als solches, im Ganzen und im Detail manche Schönheiten. Dem Ganzen liegt die psychologische Erfahrung zum Grunde, daß die herrschende Leidenschaft alle übrigen Leidenschaften und Neigungen des Menschen, wenigstens eine Zeitlang, verschlinge, ihnen ein eignes Gepräge gebe; und daß alle seine übrigen Freuden und Leiden ihre besondre Farbe annehmen. So hatte die Liebe als herrschende Leidenschaft, diesen Einfluß in das Gemüth des Dichters, daß sie ihm alle Vergnügungen und Freuden, die er sonst schätzte, verleidete. Diese Idee ist sehr wohl ausgeführt, und manche einzelne Stelle zeichnet sich bald durch einen gefälligen, munteren, bald durch einen wehmüthig zärtlichen Ton (wie in der letzten Strophe) bald durch glänzende Sentiments aus; z. B.

Schön ist, berühmt, das ist, geliebt zu sein;  
oder:

— — Homer, den wie ein höher's Wesen  
mein Geist verehrt — —

Äußerungen, die uns mit Vergnügen einer

Blick in das Innere des B. thun lassen; dem Ke-  
 zensenten, der mit ihm und Quinkilian, die na-  
 tura coelestis des Mäoniden auch bewundert,  
 gefiel besonders die letztere. — Doch daneben  
 giebt es auch kleine Fehler, welche die Kritik nicht  
 unangezeigt lassen darf. Der Dichter drückt seinen  
 Hauptgedanken in der ersten Strophe im Allge-  
 meinen aus, um sodann auf besondere Fälle zu  
 kommen. Allein hat er ihn in dieser Strophe  
 auch so deutlich ausgedrückt, daß ihn der Leser nicht  
 mißverstehen kann? Er spricht von einem Pa-  
 last des Glücks, zu welchem viele Pforten führen.  
 Denken wir dabei nicht an einen Tempel Fortu-  
 nens, der Göttin des Glücks und des Zufalls,  
 und legen wir den Worten nicht den Sinn bei;  
 daß es viele Wege gebe, worauf der Mensch sein  
 Glück in der Welt machen könne? Ich glaube daß  
 man es nach den Worten nicht anders verstehen  
 kann; aber nach dem Kontext hat der Dichter  
 sagen wollen: daß das menschliche Leben viel  
 Quellen habe, woraus der Mensch Vergnügen  
 und Freude schöpfen könne; als die Vergnügen  
 des Naturgenusses, des Gastmals, der Lektüre;  
 Dinge dieser Art pflegen wir aber nicht eigentlich von  
 Fortunens Gunst zu erwarten. Auch die  
 vorletzte Strophe will uns nicht gefallen; nicht  
 eben deswegen, weil sie eine stutzerhafte Art von  
 Galanterie zu begünstigen scheint; denn wir wissen,  
 daß so etwas in einem munterm Liede so genau nicht



zu nehmen ist; sondern weil sie uns im Widerspruch mit dem Ganzen zu stehen scheint. Denn ist es nicht wahr, wer so liebt, daß ihn die Liebe alles andre Erdenglück verleidet, der kann es nicht bedauern, daß er im Zirkel anderer schöner Frauen keine Günst mehr findet? oder, schließt diese Liebe nicht den Wunsch golanter Zerstreuungen aus? — Sollte ferner in der zweiten Strophe, der *Murrtopf* in der *Tonne*, wohl mehr als ein Geschöpf des Keines sein, das die milde *Sonne* hervorbrachte? Der Dichter sagt, er habe sonst den Genuß der freien Natur, z. B. bei Auf- und Untergang der Sonne geliebt. Wozu hier die Anspielung auf die Anekdoten vom *Dionogenes* und *Alexander*? Sieht es nicht den falschen, nicht hergehörigen Sinn: da selbst der gerügliche *Cyniker* diese Art des Genusses nicht entbehren konnte, wie viel weniger ich? So viel von dem Inhalt; was den Ausdruck des Gedichts betrifft, so ist er im Ganzen gut, rein, leicht, fließend, und erhebt sich nach der Absicht des Liedes, ein wenig über die Prosa. Indes vermessen wir die letzte Hand, um in diesem, wie in den meisten Stücken der Sammlung, einige grammatische und rhetorische Unrichtigkeiten wegzufassen, und einige zu niedrige, zu gemeine Ausdrücke und Beleidigungen der poetischen Deklartesse wegzuwischen. So gefällt uns z. B. das wiederholte *treßlich* und *ekelhaft* *Schmecken* des *Pun*,

Dunsches nicht; und wir halten das Wort  
 überhaupt für zu niedrig in der Poesie. S. 62  
 heißt es von dem Kaiser Franz, er habe  
 Schon früh das Labyrinth der Politik durch-

S. 23. verwandelt Apollo einen Stutzer in ei-  
 nen Vogel und nennt sich: Griechenlands  
 Zigeuner! Zur Strafe für diese Verteidigung  
 ihres Vorstehers scheinen aber auch die Muses  
 den Dichter zuweilen ganz verlassen zu haben,  
 und er hat Verse gemacht, wie folgende, S. 72.  
 von einer Dame, die zum Landtage reisen wollte.

Auch seh' ich schon um dich die Edelleute  
 schleichen,  
 mit Schmanzeln sich den langen Schnurr,  
 und wechselsweis' ins Ohr sich flüstern: Bruder,  
 ist en veje! ist wunderschön! Frau!

Oder, S. 26.  
 Dein Haddick ist nicht mehr; das war die Frau  
 die Leopold, der sich auf Menschenwerth  
 so sehr versteht, aus einem treuen  
 Munde  
 mit tiefem Schmerz gehört.

Wo wir besonders nicht einsehen, wozu der Glaub-  
 würdigkeit des Vortzen erwähnt wird, der dem  
 Kaiser die Nachricht brachte. In unserm Ge-  
 dichte



dichte ist die Sprache reiner, als in manchen andern; doch dünkt uns der Vers es wird hierdurch auch Weiser Herz; erfreut

sehr schleppend und undeutlich; denn Weiser Herz ist nicht gut gesagt für der Weisen Herz. In grammatischer Rücksicht hat der W. seine Sprache von Zeit zu Zeit verbessert, und man trifft in dieser Sammlung weniger Fehler dieser Art an, als in seinen frühern Gedichten; daher ist zu hoffen, daß er auch diese weniger mit der Zeit vermeiden wird. Z. W. muntern, statt muntern, höhers statt höheres; fernere im Staub, dem Land, im Feld, es ist süße; ob für wegen, welches veraltet ist.

Noch müssen wir ein paar Worte von der Kantate, der Vergötterung des Herkules sagen, die nach unsrer Meinung dieser Sammlung zur besondern Zierde gereicht. Sie wurde auf Bitte des Herrn von Swieten verfertigt, um dem großen Tonkünstler Haydn, zum Sehen in Handels Manier vorgelegt zu werden; und sie ist so ausgefallen, daß sie der Bearbeitung des Virtuosen gewiß nicht unwerth ist. Der W. hat sich zwar manchen Gedanken andrer Dichter, die denselben Stoff vom raseuden Herkules bearbeitet haben, wie es scheint, zu Nutze gemacht, aber mit viel Geschmaek und Auswahl; die Anordnung der

der Fabel ist vortreflich, und der Dichter hat in einen kleinen Umfang, denn das Ganze nimmt kaum 20 Seiten ein, so viel Handlung und Charakteristisches zu bringen gewußt, als man in manchen großen Singestücken nicht findet; seine Arien sind wahrhaft lyrisch, seine Rezitative prächtig; die Sprache rein, fließend, zur rechten Zeit erhaben; den Gedanken angemessen und alleenthalben hat N. gezeigt, daß er sich meisterhaft auf Dikzion und Kolorit verstehe, und zu unterscheiden wisse, wie ein verschiedener Stoff, auch verschiedene Behandlung erfordert.

In Uebersetzungen finden sich in dieser Sammlung einige Epigrammen des Owen, ein Gedicht auf die Geburt des Erzherzogs Ferdinand, aus dem Italiänischen des Casti, der Prolog und die erste Fabel des Phädrus (besonders wohl gerathen,) ein Paar kleine französische Gedichte, und endlich, das wichtigste von allen, die Medea des Euripides. Hr. v. N. hat in allen diesen Stücken den Ruhm eines geschickten poetischen Uebersetzers behauptet, den er sich schon vorher besonders durch seinen Duma Pompilius erworben hatte. Er könnte sich von dieser Seite noch manches Verdienst um unsre deutsche Litteratur erwerben, wenn er in seiner Wahl der Stücke strenger sein, und die Feile noch sorgfältiger gebrauchen wollte; er müßte nicht solche mittelmäßige Sachen, wie z.

B.



B. das Gedicht des Castil, und selbst der Numa des Grafen Florian ist, sondern wirkliche Meisterstücke der Neuern und Alten, wenn er deren Sprache gewachsen ist, seiner deutschen Bearbeitung würdigen; besonders verdiente noch manches weniger bekannte romantische Gedicht der Italiäner und Spanier von einem Dichter auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. — Jede gute Uebersetzung der Meisterstücke des Alterthums ist Gewinn für unsre Sprache: und das müssen wir auch von dieser Verdeutschung der Medea sagen; sie ist größtentheils getreu, welches man besonders den Zurechweisungen eines kritischen Freundes, des Freiherrn von Lonicella zu verdanken hat, und kömt auch in Ton und Ausdruck dem Original ziemlich nahe; der D. wählte reimlose Jamben, und für die Chöre lyrische Sylbenmaße der Griechen, besonders das alkäische, das jedoch Euripides nicht gebraucht, und das uns wenigstens da wo der Chor Reflexionen macht, nicht allzu passend scheint. Auch wünschten wir, daß die unvermeidliche Monotonie reiner Jamben durch Einmischung eines andern Fußes noch öfter gemindert wäre. Wir wollen ein Paar Stellen zur Probe anführen, und zwar zuerst solche, worinn allgemeine Lehren und Sentenzen ausgedrückt sind, da beide, der griechische und deutsche Dichter eben darinn eine vorzügliche Stärke haben; B. 34.

Εὐωνοῖς ἴσθι, καὶ τὸν πόρον ἀντιβῆναι ἴσθι  
 ἄλλοι δὲ τὸν πόρον ἀντιβῆναι ἴσθι

Alch!



Ach! durch ihr Cleud hat sie nun gelernt,  
sein Vaterland verlassen, fromme nicht.

233. nach B. 190. c.

Man wüßte mit Rechte den Aben  
Berkehrtheit und Unverstand vor.  
Zum Gastmal, zu Festen, zu Tafeln  
ersanden sie Hymnen, das Ohr zu entzücken.  
Doch keiner der Menschen ersand noch Gesänge,  
begleitet vom Klange viestimmiger Saiten,  
wodurch wir den schrecklichen Jammer der Seele,  
der Todschlag, der Unheil, der gräßlichen Unstürz  
der Häuser bewirkt, zu stillen vermöchten.

Hier könnten die Lieder dem Menschengeschlecht  
am nützlichsten werden; was strengt man die  
Stimme

beim Mal an? da rufet der Hoberstus selber  
die lächelnde Freud in die Herzen der Menschen.

In dieser Stelle wünschten wir den Daktyl we-  
niger gebraucht; denn er ist zu schnell, zu hüpfend  
für den Ernst der Sprüche. Nun noch eine Stelle  
aus einem Chore, die an sich für eine schöne  
Ode gelten kann. Es spricht eine Frau, die es  
vorher sieht, zu welchen Greueln die Eifer-  
sucht die Medea verleiten wird. B. 627.

Kommt ohne Maas die Liebe zu Sterblichen,  
so scheudt sie guten Namen und Tugend fort;  
kommt aber Cythera mäs i g,  
dann ist von alles Göttern kein  
so anmuthsvoll. O schöne Beherrscherin,  
und schnelle deine sicher ereisenden

142

in





in Sehnsucht eingetauchten Pfeile  
niemals auf mich von dem goldenen Bogen!

Ja, Mächtige, die über der Gatten Thron  
mit Scharfsinn urtheilt, aber ein Ehebett  
voll Eintracht schätzt, mir gestalte  
Keuschheit, der Göttergeschenke größtes.

Bricht mein Gemahl auch seine beschworne Treu,  
so müsse doch mein Herzeleid niemals mich  
zu wechselseitigen Gezanken  
und unerfährlichem Streit bewegen!

Wir müssen, wie schon gesagt, der Ueber-  
setzung das Verdienst der Richtigkeit und Treue  
im Ganzen zwar zugestehen; doch würde die Kr-  
beit durch eine strenge Revision auch von dieser  
Seite gewinnen, und durch die Abwesenheit man-  
ches, obgleich kleinen Fehlers, sich ein desto größ-  
eres Recht auf eine Stelle unter unsern guten  
Uebersetzungen der Alten erwerben. Nicht um  
zu tadeln, sondern wo möglich, hierzu etwas bei-  
zutragen, zeigen wir einige Stellen an, wo uns  
der Sinn weniger getroffen scheint.

W. 212. heist *avturoc* bloß wohnen  
man zu Schiffe gelangt; nach Hel-  
las über die See. Wenn das Meer, in  
des W. Ueb. eingeengt zwischen Korchiis  
und Hellas genant wird, so sollte man den-  
ken, diese Länder wären durch ein schmales  
Meer getrennt. — W. 214. ist übersetzt:  
Korintherinnen, ich verließ das Haus, damit  
ihr mich nicht schmäh, statt: daß ihr mich darüber  
nur

nur nicht schmähet! *μη μοι*; weil, wie Medea  
 weiß, griechische Frauen nicht ohne wich-  
 tige Ursachen aus dem Hause gehen durften.  
 -- W. 285. *σοφη πεφυλας* heist hier:  
 du bist verschmizt, vielleicht nach der la-  
 teinischen Uebersetzung; allein *σοφη* heist hier  
 klug, gelehrt, kenntnisreich. Daher ver-  
 wünscht auch Medea in ihrer Antwort, die höhern  
 Kenntnisse, die man ihr zuschreibe, und sagt, es  
 fromme nicht, ein Gelehrter, *σοφος*, zu sein. Frei-  
 lich bestanden diese Kenntnisse nur in ihrer ver-  
 meinten Wissenschaft der Zauberei; s. W. 385.  
 -- W. 295, heist wohl nicht: sie sind zu klei-  
 nern Geschäften zu träge, sondern, sie führen  
 ein unthätiges Leben; vgl. W. 304. wo-  
 fern man nicht lieber *ναυταις* für *αργυραις* lesen will.  
 W. 303. heist nicht: dem schein ich ungeschicklich  
 und wohl nicht zu klug; sondern es ist  
 die direkte Antwort auf Kerons Verdacht: ich  
 bin nicht die weise Frau, wo für du  
 mich hältst.

Doch genug dieser kleinen Fehler, welche der  
 guten Wirkung des Ganzen nicht schaden; daher  
 wir dieser Uebersetzung des euripidischen Meister-  
 stücks recht viele Leser wünschen.

Alinora. Der Roman einer fremden Welt.  
 Ein Spiegel für die Menschheit, allent-  
 hal-



halben brauchbar. Von Mu = David  
dem Weisen. 1ster T. 80. Unter dem  
angeblichen Druckort: Kickericki, zu fin-  
den in der orthodoxen Buchhandlung (!!)  
1795. 9 Gr.

»Von Minora, — so hebt die Vorrede an —  
meiner Erde, die sich im Sternbilde des Orion be-  
»findet, fiel das Manuskript dieses Werks in ei-  
»ne Sternschnuppe gehüllt (?) auf unsre  
»Erde zu den Füßen eines Buchhändlers nieder.  
»Dieser wendete die Kosten daran u. s. w. Nach  
dieser vorläufigen Notiz war Rec. beinahe die  
Luft vergangen, sich mit diesem ehemals in  
Sternschnuppen emballirten Roman näher  
bekannt zu machen, und er ließ sich schier durch  
den vorangeschickten Stoßseufzer des B. »wollte  
»es der große Za, daß mein Werk nicht unter die  
»Hände eines kritischen Numcannans, sondern ei-  
»nes Biedermaannes fallen von der Beurteilung  
desselben zurückschrecken, wenn er sich nicht ex of-  
»ficio dieser Pflicht hätte unterziehen müssen und  
so referirt er unparteiisch, was er fand.

Es war eine Zeit, die sich jetzt — Dank  
sei dem guten Geschmack — ihrem Ende zu  
nähern scheint, da wir nicht saden Ritterromane  
und Geislergeschichten bis zum Uebermaaß be-  
schenkt wurden; der Strom der Zeit hat diese Pro-  
dukte mit sich fortgerissen, und in die verdiente  
Ver-

Vergessenheit vergraben; statt dessen scheint der Geist unsres Zeitalters eine andre Gattung von Schriften uns zuzuführen, die wir nicht mit Unrecht politische Romane nennen, deren Werth indes so wie der Gehalt jener nur ephemer sein kann und zu dieser Klasse gehört denn auch der vorliegende. Jeder mit der Geschichte seiner und der nächst vorhergehenden Zeit nicht unbekante Leser, wird schon in den ersten Bogen, Plan, Zweck und Geist dieser Schrift vollkommen inne haben, und mit leichter Mühe den Schlüssel auffinden, durch dessen Beihülfe er Dunkelheit in Licht verwandeln kann. Es wird nehmlich in dieser Schrift bald; in dunkeln orakelmäßigen bald in reinem und verständlichen oft gar in blühenden und nahe aus Dichtische gränzendem Style die Geschichte unsers Zeitalters als die Geschichte eines andern Planeten unter singirten aber leichte zu errathenden Namen vorgestellt. Als Beispiel stehe hier die Schilderung des Königs Ardol, S. 22. u. f. „Ardol war ein nie schlummernder Löwe — ihn wiegte nicht der Politik schmeichelnder Wohlklang in unedeln Schlaf. Alles zitterte vor dem wachenden Ardol. Er gebot den mächtigsten Königen und sie hielten Ruhe. Sie ehrten in ihm das Muster der Regenten, lauschten auf seinen Wink und folgten seinen Rathschlägen. S. 25. Er wählte sachverständige, kluge Minister, denen er gerade so viel Macht übertrug als die Ausübung der  
Pflich-



Pflichten ihres großen Amtes erheischte. Er beobachtete den Gebrauch den sie davon machten mit dem scharfen Ernste der Gerechtigkeit und der Eifersucht des edlen Gefühls für das Wohl seiner Völker. Er wachte über sie mit dem feurigen Blicke überschauender Einsicht; mit der Würde eines Regenten, der den Mißbrauch zum Guten anvertrauter Gewalt nie verzeiht. u. s. w. Auf die verschiedenen Regierungsformen, Staatsverfassungen, hauptsächlich auch auf die Religion werden häufige und oft recht hämische Ausfälle gethan. Dis und die oft absichtliche Zweideutigkeit und das Helldunkel, in welches manche Sätze recht mit Absicht gestellt zu sein scheinen, ferner die Herabwürdigung vieler jedem Vordern ehrwürdigen Dinge, macht, daß Rec. die Lesung dieses Buchs unmöglich empfehlen, viel mehr allen denen widerrathen muß, die sich nicht stark genug fühlen dem schmeichelnden Reiz der Verführung den Eingang zu versagen, oder welche die Waffen nicht kennen, mit welchen man solche hundertmal zurückgeschlagene Angriffe abweisen kann. Leider sehr nur zu befürchten, daß der jetzt herrschende Modegeschmack dieses und ähnliche Produkte nicht lesen sondern verschlingen werde. Es sind nach dem Titel zu urtheilen, noch mehr Zeile zu erwarten, und dürften wir auf die Art leicht ein den „breiteren Wirkungen“ an Umfang, aber nicht an innerer Güte ähnliches Werk befürchten müssen.

Der

Der Christ und der Türk, Brüder aus Ungarn. Wahre Geschichte aus den ältern Türkenkriegen. Seitenstück zur unglücklichen Fürstin in Wien. Vom Verfasser derselben, 256. S. 8v. Prag bei Albrecht und Compagnie 1795. (20 gr.)

Eine höchst uninteressante, langweilige Geschichte, ermüdend weilläufig und inkorrekt erzählt. Die Absicht des Verf. scheint zu sein, durch eine Geschichte zu beweisen, daß es, um ein guter Mensch zu sein, nicht darauf ankomme, ob man ein Christ sei, sondern daß Adel der Gesinnungen auch sogar dem sonst so verkannten Türken eigen sein könne, und daß in dieser Hinsicht Christ und Türk gleich hochzuschätzen wären. So wahr dieses auch ist, so dürftig ist der Beweis in einer Erzählung, deren Hauptinhalt sich mit ein paar Worten angeben läßt. Ein junger edelmüthiger Ungar, Neko Beduff, findet auf einem Streifzuge gegen die Türken an einem türkischen Vassa Omar, dessen Weib er den Händen blutdürstiger Feinde entrissen hat, einen dankbaren Freund; dieser nimmt ihn in seinem Hause auf, und hier sieht Neko eine türkische Schönheit, Alme, die Schwester der Gattinn des Omar. Natürlich werden nun beide schnell in einander verliebt, noch schneller gestehn sie sich ihre Liebe, und werden nach vielen zum Theil höchst alltäglichen

lichen



lichen zum Theil höchst abenteuerlichen Ereignissen — z. B. S. 64. u. f. die unterirdische Zusammenkunft, und S. 82. u. f. die Mission nach Konstantinopel, u. dergl. m. — mit einander vereinigt. Der Ton, der in dieser Erzählung herrscht, ist ganz so ennuyant und geschmacklos, wie er vor 20, 30 Jahren nur immer sein konnte, und Sprach- und Konstruktionsfehler wie die Liebe keimen fühlen S. 51. wirksam S. 16. Feuerwangen S. 30. der Scorpion des Schlafs S. 58. wohler (als Komparativ von wohl) S. 71. u. a. m. machen den Vortrag vollends unleslich.

Clara, oder der Triumph der ersten Liebe.  
Ein Schauspiel in 5 Akten. 108 S.  
8 v. Zerbst bei Fuchs 1794. (6 gr.)

Joseph, Kronprinz von Portugall, ist von seinem Vater Johann V. zum Gemahl der Fürstin Eugenie bestimmt. Durch einen Zufall (S. 27.) lernt er eine gewisse Clara Vermudo kennen, gegen welche er sogleich die heftigste Liebe faßt. Einer seiner Vertrauten Tellez entlockt ihm dieses Geheimniß, bietet sich ihm zum Unterhändler an, und eine Ministerstelle ihm vom Prinzen nach des Königs Tode versprochen macht.  
Januar 1795. D daß

daß dieser schlechte Mensch in ein Verständniß mit Ottilien, Clarens Aufseherin tritt, und mit dieser sich vereinigt, das Herz des Prinzen durch Liebe zu fesseln, und sich ihm unentbehrlich zu machen. Allein Klara ist ihrem ältern Geliebten Alonso, einem jungen Brasilier, mit unerschütterlicher Treue ergeben, und alle selbst offenbar gewaltsame Mittel des Prinzen, und die großmüthige Resignation der Eugenia — nichts vermag das liebende Paar zu trennen. Endlich entdeckt ein unrecht abgegebener Brief dem Prinzen die boshaften Anschläge des Feliz; Alonso wird von ihm zum Grafen von Paraisa erhoben und mit Claren vereinigt; er selbst versöhnt sich mit Eugenie, und erfüllt durch seine Verbindung mit ihr die Wünsche seines Vaters.

Das ohngefähr ist die hier dramatisch bearbeitete aus der Geschichte Portugalls entlehnte Begebenheit. Daß der Stoff sich ganz zur dramatischen Behandlung qualifizire ist nicht zu läugnen, und der Verf. vorliegenden Schauspiels hat ihn auch nicht ohne Interesse behandelt. Sein Dialog ist mehrtheils fließend, und natürlich, seine Charaktere ziemlich treu gezeichnet, und die Handlung nicht durch unnöthige Episoden weitläufig gemacht. Er scheint eine gute Anlage zum Schauspieldichter zu haben, eine Anlage, die freilich durch sorgfältiges Studium der Meisterwerke in diesem Fach noch mehr ausgebildet werden muß;



maß; und um so angenehmer wird es ihm sein, wenn wir hier einige Bemerkungen mittheilen, die uns beim Lesen dieses Schauspiels aufgestoßen sind und welche nichts anders zur Absicht haben, als ihn in der Folge vor einigen leicht zu vermeidenden Abwegen zu warnen. Ueberhaupt fehlt es dem Ganzen an der nöthigen Verwickelung und nachher überraschenden aber dennoch natürlichen Auflösung. Man hat den ersten Austritt gelesen, und man weiß die ganze Geschichte; der Leser folgt nun schon dem Verfasser nicht mit der gespannten Erwartung, welche unentbehrlich ist, wenn das Interesse bis ans Ende sich gleich bleiben soll. Wie, wenn der Verfasser den Tellez selbst zum geheimen Liebhaber der Klara, und Ottilien zur Liebhaberin des Tellez gemacht hätte; gleich und gleich gefeilt sich, und beide hätten dann mit verschiedenen Absichten auf einen Zweck hinwirken können. Hätte nun die Scene, da der mit Eugenie verlobte Prinz, Klara zum erstenmal sieht, und sogleich von Liebe zu ihr gefesselt wird, dem Auge des Zuschauers dargestellt werden können — und dis hätte sich sehr leicht thun lassen, freilich nicht so, wie es nach S. 27 geschehen sein soll — wär nun der vor Liebe blinde Joseph unvorsichtig genug gewesen, sich Tellez zu entdecken und seine Hülfe mit großen Versprechungen zu erkaufen, und nun hätte Tellez geblendet von solchen Absichten seine Schurkenrolle fortgespielt, — so wär,





dem Zogen von K. J. An. a. Zette. 18 v.  
 Wien und Leipzig bei Krister. 1794. (7 gr.)  
 Dec. hätte nicht geglaubt, daß im Jahr  
 1794 ein so armseliges, schülerhaftes Produkt  
 der Presse übergeben werden könnte, wenn er nicht  
 an vorliegenden Werke den traurigen Beweis da-  
 von hätte. Man hbre nur: C. v. Walter ver-  
 liebt sich in Amalien von VENDORF, um welche un-  
 glücklicher Weise auch ein Major v. LERCHENHAIN  
 wirbt, der um sich seinen Nebenbuhler vom Hals  
 zu schaffen, ihn zum Duell herausfordert, und  
 von ihm gefährlich verwundet wird. Carl muß  
 flüchten. Sein Weg geht nach Italien; hiev  
 wird er von seinen Verwandten verfolgt, flieht aus  
 Italien, wird Schleichhändler, ertappt und zur  
 Galeerenstrafe verdammt, kommt noch davon los,  
 wird Soldat, wegen eines Duells zum Tode ver-  
 urtheilt, entflieht mit — der Tochter des Pro-  
 fesses, geht nach Spanien, und wird Reisegefähr-  
 te eines deutschen Edelmanns, nachdem dieser durch  
 Banditen getödtet ist, und der Verdacht dieser  
 That auf ihn fällt, muß er doch noch sein Heil auf der  
 Galeere versuchen, wird von Ceeräubern gefan-  
 gen und in Algier als Sklave verkauft. Von  
 da — — Doch genug des Unsinn. — Kurz,  
 am Ende heirathet er noch Amalien, durchbohrt  
 Lerchenhain seinen Feind, bei ihrem Grabe, und  
 stirbt bald darauf. — Diese abscheulige Geschich-  
 te

te ist in einem unerträglich von Sprach- und Konstruktionsfehlern frohenden Style vorgetragen, und das äußere Gewand, Druck, Papier und Titelvignette ist des Ganzen vollkommen würdig. Kurz die Werk scheint eine Bosheitsünde gegen den guten Geschmack zu sein; denn Ausdrücke und Perioden wie diese kommen auf allen Seiten vor: eine kurz gedauerte Ehe — kindische (anstatt kindliche) Freundschaft — Ein Vorfall zerstoß seine Hoffnungen — etwelche Seiten — er wollte lieber als rechtschaffener Mann unglücklich, als als Schurke glücklich sein. — Einen Gemeinpruch auf der Matratze niedlich wiederkäuen. — Ohe jam satis est!

Hinko von Waldstein mit der eisernen Tasche.  
Geistergeschichte aus dem fünfzehnten  
Jahrhunde. 1r Teil 1794. 292 S.  
8v. Wolfenbüttel bei Albrecht. 18 grl.

Wer eine Geistergeschichte schreibt, sollte wenigstens einen von folgenden beiden Zwecken zu erreichen suchen; entweder er müste alles Wunderbare und Widernatürliche so wahrscheinlich und natürlich lösen, daß dem Leser kein Zweifel übrig bliebe, und des Aberglaubens mit Geistern und Gespenstern hauptsächlich unter der ungebildeten



deren Volkstasse, welche Schriften mit dem Aus-  
 hängeschilder »Geistergeschichte« begierig liest —  
 immer weniger würde; oder er müßte eine Le-  
 gende, ein Geistermärchen in einem so schönen,  
 blühenden, die Erwartung aufs Höchste spannenden  
 Style vortragen, daß das Buch, wenn nicht von  
 Seiten seines Inhalts, doch seiner Einkleidung  
 den Leser anziehe. Es fragt sich nun, ob  
 der Verf. des Hinko einen von beiden, oder wel-  
 ches noch besser wäre, beide Zwecke zugleich er-  
 reicht habe? Es thut uns leid, diese Frage mit  
 Nein beantworten zu müssen; denn offenbar ist  
 das Ganze eine Legende des 17ten Jahrhun-  
 derts, — wie wir deren schon unzählige be-  
 sitzen, — und wenn wir gleich nur den ersten  
 Theil hier vor uns haben, so sieht man doch leicht,  
 daß an keine erträgliche Entwicklung noch we-  
 niger Auflösung zu denken sei. Die Schreibart  
 gränzt größtentheils an dichterische Prosa, ist oft  
 holpericht, schwülftig und unrein. — Stellen,  
 wie folgende: »Mit Riesenkraft zerbrach er die ge-  
 schlossnen Pforten, daß sie donnernd aus ihren  
 Angeln sprangen, rauschte dann wie ein Sturm-  
 wind durch die schallenden Kreuzgänge u. s. w.  
 oder: »Verflucht sei die Erde, welche das Blut  
 des ruchlosen (Duchlosen) trinkt, hoch lodre  
 die Flamme über den Leichnam, und presse die  
 verdammte Seele in die Krallen des  
 Satans.« u. s. w. findet man häufig.

Un:

Unrein nennen wir die Schreibart, wenn sie durch Konstruktionen, wie folgende: welcher, nachdem er sich aufgerichtet — sich für etwas hüten — für Kundschafter sicher sein — das menschliche Gefühl zu Staube brennen S. 69, und ähnliche entstellt wird. — Gewisse Zusammensetzungen scheint der V. sehr Liebgewonnen zu haben z. B. schlummerlos, helmlos, hartlos. — Hat er seinen Helden zu tief in Gefahren und Labyrinth verwickelt, so muß ihn der Geist Hinko mit der eisernen Tasche, wie ein Deus ex machina retten z. E. in Trebzows Turm S. 87. in der Grotte des Klausners S. 93. in dem einsamen Schlosse S. 160. u. a. m. D.

Beitrag zur angenehmen Unterhaltung in  
Abendstunden und auf Spaziergängen  
in Geschichten und Erzählungen. 1794.  
215 S. 8v. Kaschau bei Scheibler. (8 gl.)

Eine Sammlung kleiner Geschichten, deren größtes Verdienst die Kürze ist. Vorzüglich Gutes hat Rec. nicht darunter finden können, denn die Schreibart ist von manchen leicht zu vermeidenden Fehlern und Härten nicht frei. Hin  
und



und wieder stößt man freilich auf Stellen, die sich wohl lesen lassen, auch sind im Ganzen genommen die Leiden aus der römischen Geschichte entlehnten Erzählungen, Virginité und Peruvia noch am besten vorgetragen; die erstere findet man in Finks Gemälden, aus dem alten Rom, S. 3. u. f. ohne Vergleich besser erzählt. — Der Verfasser hat auch Gedichte gewagt, die ihm aber nicht gelungen sind.

Kleinigkeiten aus der Brieftasche Peter Roberts, ehemals Geistlicherseher und Mitglieds des Bundes der schwarzen Brüder; (!!) nebst Beiträgen zur empfindsamen Reise nach Schilda. 1795. 248 S. 8v. Thorn und Dessau bei Vollmer. (18 gel.)

Enthält 1) Verzweiflung und Liebe, oder die Eroberung von Damaskus, ein grausenvolles schreckliches Gemälde türkischer Barbarei und Blutdurst. Es ist ziemlich gut gezeichnet, aber die Farben sind zuweilen zu grell aufgetragen, und wer schaudert nicht vor solchen Abscheulichkeiten zurück? 2) Selbstmörderinn aus Liebe und Großmuth. — Ludoviko Braschi ein junger Römer ist mit einer römischen Bürgerin Bianka Zettone verlobt; als

als Pius VI. aus der Familie Braschi auf den päpstlichen Stuhl kommt, sucht er seine Verwandten zu erheben, und untersagt Ludoviko'n den fernern Umgang mit Bianken. Allein weder langwierige Gefangenschaft des Ludoviko, noch glänzende Versprechungen an Bianken vermögen ihre Liebe zu trennen. Ein freiwilliger Tod der Bianka befreit Ludoviko'n aus seinem Kerker, bringt ihn aber um Verstand und Leben. — Diese Geschichte ist in einer reinen, anziehenden Schreibart, bei weitem am besten unter diesen Kleinigkeiten vorgetragen. — 3) Scene aus dem Leben des großen Czars (Peter.) Ein Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe. — 4) Theurobald. Eine Phantase, verfertigt in der Gegend bei Pillnitz. — Schrecklich und wahr. — 5) Leben und Thaten des jüngern Herrn von Münchhausen, wohlweisen Bürgermeisters zu Schilda. Man sieht es dem Ausdruck, den Wendungen und dem in dieser Posse herrschenden Styl überhaupt auf den ersten Blick an, daß der Verfasser mit jenem der vier erstern Aufsätze keinesweges ein und dieselbe Person sei; und man sollte kaum glauben, daß es jemand wagte, solche längst vergangne alberne Märchen wieder aufzuwärmen, so viel schalen Witz auszukramen, und ein so geschmackloses Gericht uns jetzt noch vorzusetzen. Fast auf allen Seiten findet man plumpe Anspielun-

lyn.



Lungen und grobe! Seitenhiebe! auf neuere Begebenheiten, Einrichtungen und Nachachtungswerthe Männer. Wem ja gelüsten sollte, sich mit dieser litterarischen Mißgeburt näher bekannt zu machen, der lese instar omnium den Empfang des türkischen Gesandten S. 193. u. f. — Es würde nicht schwer fallen, mehrere Belege dieses unsres Urtheils auszuziehn und hier mitzuteilen, wenn wir es wagten, unsre Leser mit solchen Unflätereien zu beleidigen, als z. B. S. 196 mit griechischen Lettern (!!) abgedruckt sind.

Draschitzky mit der stählernen Brust. Prezmisls Ottokars II. Königs in Böhmen Feldherr. Aus böhmischen Urkunden. 1794. 188 S. 8 v. Prag bei Calve: (14 gl.)

Es liegt dieser Biographie eines berühmten böhmischen Ritters ein altes Manuscript aus dem 14 ten Jahrhundert zum Grunde, das man 1783 in einer Klosterbibliothek vorfand. Es erscheint demnach hier für Freunde der vaterländischen Geschichte in einem modernen Gewande, ohne daß der Geist des alten Kompilators, die edle Simplität des Ausdrucks und das Eigenthümliche seiner Denkart eine wesentliche Veränderung erlitten.

Dras

Draschitzky war schon früh der Freund und  
 Gefährte des jungen Prinzen Przemisl, der ihn  
 bei einem Turnier kennen lernte und liebgewann.  
 Er begleitete ihn anfangs bei seinen jugendlichen  
 Thorheiten und Ausschweifungen, aber auch, als  
 Przemisl König von Böhmen ward, war Dra-  
 schitzky noch immer sein treuester Freund und sein  
 erster Feldherr. Auf seinem Zuge gegen die  
 Preussen, die mit Gewalt der Waffen zum  
 Christenthum gebracht werden sollten, lernt er eine  
 gewisse Garika kennen, die hernach in Prag ge-  
 tauft und mit ihm vermählt wird. In dem Krie-  
 ge der Böhmen mit den Baiern gerieth er und  
 seine Gattin, die ihm in die Kampagne gefolgt  
 war, in Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Aus-  
 wechslung kehrte er nach Böhmen zurück. Kurz  
 darauf entstand wieder Krieg mit den Ungarn;  
 in einer mörderischen Schlacht wurde Draschitzky  
 mit einem giftigen Pfeil verwundet, jedoch in so  
 fern wieder geheilt, daß nur eine Narbe zurück  
 blieb, über welche er hernach eine stählerne Platte  
 zu tragen pflegte, daher er den Beinamen: mit  
 der stählernen Brust, bekam. In dem Kriege mit  
 dem Kaiser Rudolph findet er seine Gattin wie-  
 der, welche er in der Gefangenschaft in Landsbut  
 verloren hatte. Nach dem Friedensschluß kehrte  
 er nach Hause zurück; allein seine Ruhe war von  
 kurzer Dauer, denn Przemisl fängt nicht lange  
 nachher einen neuen Krieg mit Oesterreich an, in  
 wels



welchem er selbst und Draschitzky ihr Leben ver-  
 lieren. — Höchst ungern vermisst Nec. bei die-  
 ser Geschichte die Hälfte der Chronologie, es ist  
 nicht einmal das Geburts- und Sterbejahr des  
 Helden genannt. Der Vortrag ist etwas trocken,  
 und enthält neben mancher nützlichen Moriz auch  
 viel unnöthiges. Auch hätten wohl der Druck-  
 fehler weniger seyn können.

Der Selbstbetrug. Ein Original Lustspiel  
 in einem Aufzuge. 1794. 49 S. 8.  
 Eisenach bei Wittenkindt: (4 gr.)

Antel und Messe haben sich in ein Mädchen,  
 und diese nebst ihrer Tante in den letztern sich ver-  
 liebt. Eine doppelte Heirath tauscht endlich die  
 List des einen, und erfüllt den Wunsch des an-  
 dern. Dies ist der Inhalt eines Nachwerks, das  
 wir nicht besser charakterisiren können, als wenn  
 wir das erste das beste, gleich den Anfang herse-  
 zen:

Heinrich, der Bediente, sitzt auf  
 einem Stuhle, spielt die Zittern und  
 singt dazu. — Ferdinand, sein Herr  
 tritt ein:

Bravo, Heinrich bravo! Du singst ja wie  
 der erste Sänge in der italienischen Oper!

Heinr.

Heinrich. Dassel bin ich! auch sechs  
Jahr in der Currente gewesen, gnädiger Herr! —  
(legt die Bitter weg.)

Ferdinand. Ha ha ha! — Aber  
setz Scherz bei Seite. — Heinrich weiß du,  
daß ich mich verheirathen will?

Heinrich. Sie? Unmöglich! Sie scherz  
gen. u. s. w.

Geschichte eines dicken Mannes, worinn drei  
Heirathen und drei Körbe, nebst viel  
Liebe. m. R. 2 Bde. Berlin und Stettin,  
bei F. Nicolai 1794. (1 fl. 20 gr.)

Unter den deutschen Romanen, deren Name  
längst Legio ist, sind doch die guten und überall  
empfehlungswerthen nicht zahlreich, und der vor-  
trefflichen und klassischen, die das in prosaischer  
Komposition wären, was die Gedichte Homers in  
der metrischen sind, dergleichen sich die Engländer  
an den Werken Fieldings rühmen dürfen, derer  
ist noch viel weniger. Selbst unsre besten vere-  
nigen lange nicht alles, was sie sollten; einige  
sind wahre und starke Gemälde des Menschen;  
aber sie zeichnen ihn entweder nur von einer Sei-  
te, oder sind arm an Handlung oder ohne poe-  
tischer Anordnung; in manchen ist die Scene in  
frem-



fremde Länder und Zeiten verlegt, sie sind keine Gemälde deutscher Sitten und interessiren und belehren Deutsche nicht; einige Schriftsteller erdichten sich sogar eine utopische Scene, vermuthlich um die Freiheit zu haben, sagen zu können, was sie wollen; denn wir Leser sind in ihrem Utopien nie gewesen; noch giebt es andre Schriften dieser Gattung, die reich an Handlungen und Begebenheiten sind, wie sie wohl in der Welt vorkommen mögen, aber ohne genugsame Menschenkenntnis, ohne Rücksicht auf den Gang des menschlichen Gemüths angelegt und ausgeführt; wir sehen die Personen handeln, und begreifen nicht, warum sie so handeln; und ein andermal fehlte es dem Verfasser zwar nicht an Menschenkenntnis überhaupt; aber sie war zu allgemein, und ist in besondern Fällen nicht allemal nach dem wirklichen Weltlauf dargestellt worden. — Dieses alles behaupten wir von den meisten unsrer bessern Romane; denn von den schlechten alles Böse zu sagen, möchten Gottanten zu klein sein; ihr gewöhnlicher Fehler ist die Karrikatur. Gleich leichtfertigen Knaben, welche Papier und Wände mit ungeheuern Figuren bemahlen, weil es ihnen an Geschmaack und Kunst fehlt; zeichnen diese Verfasser den Menschen mit langer Nase, damit die Leser wenigstens lachen mögen, wenn sie sich nicht ergötzen, oder nicht bewundern können. Gleichwohl scheint uns der Roman in der prosaischen Schreib-

Schreibart die meisten Vollkommenheiten verbindet, und, nach dem Geschmack der neuern Zeiten, die Absichten der Belehrung und des Vergnügens am besten und leichtesten erreichen zu können; und daher der Bearbeitung eines Mannes von Genie, Erfahrung und Gelehrsamkeit vorzüglich würdig zu sein. — Hat man demnach nicht Ursach, unsrer Litteratur Glück zu einem romantischen Gedicht zu wünschen, das, wo nicht alle, doch viele der angedeuteten Erfordernisse vereinigt? Ein solches ist die Geschichte des dicken Mannes, die wir hier unsern Lesern anzeigen; eins der seltenen Bücher, die für Gelehrte und Ungelehrte interessant sind, und bei welchen der Philosoph, der Menschenkenner, der Dichter, der Stylist, der, welcher zur Belehrung, und der, welcher nur zur Unterhaltung liest, gleich sehr seine Rechnung findet.

Der Verfasser hat die Scene seiner Geschichte in unser deutsches Vaterland und in unsre Zeiten verlegt, und ist auch hierinn dem großen Haufen unsrer Romanschreiber zu seinem Vortheil ungleich; denn nur ein Gemälde unsrer Sitten, unsres häuslichen und bürgerlichen Lebens kann ein lehrreicher Spiegel für deutsche Leser werden; Historien aus den Ritterzeiten, aus dem Oriens, rücken uns aus unsrer Sphäre, üben unsre Phantasie und nicht unsern Beobachtungsgeist, und verhindern durch das viele Fremdartige die Anwendung



dung des Gelesenen auf unsern Zustand, gesetzt  
 daß sie auch getreue Schilderungen jener Zeiten  
 und Länder wären: welches doch selten der Fall  
 ist. Denn ihre Verfasser scheinen uns nur des  
 wegen auf einen so fremden Schauplatz zu führen,  
 weil ihnen der rechte, unser eignere, die Beschaf-  
 fenheit der gegenwärtigen, wirklichen Welt nicht  
 bekannt genug ist, und sie glauben, daß sie von so  
 alten Zeiten und so entfernten Ländern sagen könn-  
 ten, was sie wollten, da die wenigsten Leser hin-  
 länglich in der Geschichte bewandert sind, um die  
 Schicklichkeit ihres Inhalts zu dem fremden Ko-  
 stum beurteilen zu können. Seiner wirklichen  
 Erfahrung und Weltkenntnis sich bewußt, wählte  
 der V. des D. W. was nützlicher, aber auch schwe-  
 rer ist, eine deutsche Geschichte aus unsrer Zeit.

Eben so sehr sind wir mit dem allgemeinen  
 Ton und Geiste dieses Romans zufrieden; der  
 richtige Geschmack des V. bewahrte ihn nicht bloß  
 vor dem weichen, empfindelnden Tone der Ge-  
 fühlromane, worin die Empfindungen des mensch-  
 lichen Herzens überspannt oder affectirt werden;  
 oder vor dem niedrigkomischen und burlesken, wel-  
 cher auch die reinsten und wahrsten Gefühle der  
 Liebe und Freundschaft, mit schalem Witze behan-  
 delt; oder vor dem hochtrabenden Wesen, das sich  
 in einigen Heldenromanen wieder zu zeigen an-  
 fängt; sondern auch von dem überfeinen, vor-  
 nehm feinsollenden Ton gewisser hoher Geister,  
 Januar. 1795. E die

die überall eine wundersame Delikatesse beweisen, und denen alles an gemeinen Menschenkindern, und beinahe die Natur selbst anekelt. Durchgängig herrscht vielmehr in Sprache, Ton und Vortrag ein reiner, natürlicher und wahrer Geschmack, ohne Prätension, geziertes Wesen und Witzerei; die Empfindsamkeit, die nur affektirt, wird, wie billig, verlacht; die, welche aus unnatürlicher Reizbarkeit entsteht, als eine Krankheit und ein Unglück vorgestellt; aber dem menschlichen Herzen läßt der V. überall Gerechtigkeit widerfahren, und Zärtlichkeit, Liebe und Freundschaft sind ihm heilig.

Wir sind nicht willens, einen Auszug aus der Geschichte des dicken Mannes zu machen, weil wir den Lesern, die sie noch nicht gelesen, das Vergnügen der Unterhaltung nicht rauben wollen; weil es für die übrigen überflüssig wäre; und weil wir Platz zu einigen Anmerkungen über das Werk zu behalten wünschen, die man vielleicht auch ohne einen solchen Auszug wird verstehen können.

Die Absicht des V. als dasjenige, was die Wahl des Stoffs, den Plan und Ton bestimmen mußte, ist eine sehr edle Absicht; und wird von ihm selbst im Gange des ganzen Werkes, vorzüglich aber am Schlusse zu verstehen gegeben. Sie ist die: jungen Leuten, insonderheit lebhaftesten und reichen Jünglingen, in der Geschichte des Anselms (so heißt der dicke Mann) einen Spiegel



vorzuhalten, woraus sie lernen können, welchen Thorheiten, Gefahren und Unglücksfällen sie ausgesetzt sind, wenn sie ihre Kräfte im Dienst der Leidenschaften und des Leichtsinns verschwenden, anstatt beizeiten besonnen, fleißig, thätig, zu werden; oder mit andern Worten, wenn sie, anstatt der Vernunft und dem Rathe verständiger Freunde zu folgen, lieber den Eingebungen ihrer Einbildungskraft und dem Hange nach Gemächlichkeit und Vergnügen nachgeben; denn wahres Vergnügen und dauerhaftes Glück genieße nur der, wer sich mit Fleiß und Klugheit in seinem Stande und Kreise wirksam beweist, und sich um sein Haus, seine Familie, seine Freunde, und alle verdient zu machen sucht, denen er helfen und nützlich werden kann. — Dieses ist die Hauptlehre des Werks und das natürliche Resultat der Geschichte Anselms, dessen Charakter ohngefähr folgender ist.

Er ist ein Sanguineus und reicher Erbe; er wets, so lange er in seiner Eltern Hause und reich ist, nichts von Sorge und Noth; ist also immer fröhlich und guter Dinge; von Kindheit an lebhaftig, sehr redselig und gutherzig; er beobachtet viel, aber wenig genau; dünkt sich sehr klug, handelt aber oft sehr thöricht. Zur Bildung dieses Charakters trugen, außer dem warmen Blute und Temperamente Anselms, vielerlei Umstände bei; z. B. daß er der einzige Sohn reicher Eltern, und das vornehmste Kind in der

Gegend war, wo sie wohnten; ferner der erste Unterricht, den man ihm durch einen alten Kandidaten geben ließ, welcher in dem Wohnorte seiner Eltern eine Winkelschule angelegt hatte, und die Landjugend den Inhalt einer Dogmatik eines alten holländischen Theologen und etwas lateinische Phraseologie, aber keine nützlichen Kenntnisse lehrte, noch ihren Verstand übte. Das letzte sollte zwar in einer Erziehungsanstalt geschehen, wohin man Anselmen nach der Zeit brachte, allein das war eine von den neumodischen, worinn man junge Leute mit unnützen Spielereien unterhält, und durch übel verstandne, ihrem Alter nicht angemessene Weisheit nur ihren Eigendünkel nährt, sie über nichts denken, über alles räsonniren lehrt. Sein Universitätsleben vollendete endlich diesen flatterhaften Charakter. Denn hier gerieth er in Gesellschaft reicher Wüstlinge, die ihre Zeit, in akademischer Ungebundenheit, mit Lustpartien und Gelagen tödten, und lernte nichts, was ihn zu einem für die Geschichte der Welt brauchbaren Mann hätte bilden können. N. ward also einer von den Menschen, die sehr lebhafter, aber keiner bleibenden Eindrücke fähig sind; die, so oft durch gelegentliche Umstände eine Idee in ihnen lebhaft wird, sie eine kurze Zeit mit Hitze verfolgen, die schönsten Pläne darauf bauen: aber wenn sie kaum Hand ans Werk gelegt haben, den Eifer verrauchen und das Werk liegen lassen.

Sie



Sie fassen viel gute Vorsätze, aber weil ihnen  
 immer einer besser vorkömmt, als der andre, so  
 wird aus keinem nichts. So ist A. wer ist bald  
 „Arzt, bald Dichter, bald Philosoph, bald wei-  
 „ser Mann, abwechselnd und ruckweise, und im  
 „Grunde keins von allen.“ I. rrr. Ihr  
 Hauptgeschäft wird Menschen dieser Art bald zu  
 trocken, neue Personen und Beschäftigungsarten,  
 womit sie gelegentlich bekannt werden, ziehen sie  
 stärker an; ihre Phantasie spiegelt ihnen neue  
 und lustigere Ausichten vor; und weil sie die  
 Bequemlichkeit lieben, verlassen sie das Alte, und  
 gehen veränderlich zu dem Neuen über. — Mit  
 diesem Charakter geräth denn A. in eine Reihe  
 von Leiden, Verdrüßlichkeiten und Unglücksfälle,  
 die ansehnlich, aber die natürliche Folge seiner Thor-  
 heit, besonders seines Leichtsinns ist; und weil er  
 schwer zur Erkenntnis kömmt, und, so bald er sich  
 wieder etwas fählt, sogleich den schimärischen  
 Eingebungen seiner Phantasie von neuem nach-  
 giebt, so nehmen diese Widerwärtigkeiten so zu,  
 daß er endlich in die äußerste Noth, in Muthlo-  
 sigkeit und Verzweiflung fällt; von diesem Punkte  
 aber erhebt er sich wieder, wird durch gute Men-  
 schen aus seinem Elend gerissen, mit Güte und  
 Schonung behandelt; so sein Selbstgefühl wie-  
 der belebt, und er zur Selbstkenntnis gebracht; er  
 sieht ein, daß er nicht so klug gewesen sei, als wo-  
 für er sich anfangs hielt; daß er durch Träume-  
 reien

reien in eine glänzende Zukunft abgehalten worden, sich die gegenwärtigen Umstände wohl zu nütze zu machen, und in der jedesmaligen Lage sein Bestes zu thun, als welches allein wahre Klugheit ist. Seine mannichfaltigen Erfahrungen, die er in der Schule des Unglücks gesammelt hatte; sein nun reiferes männliches Alter; und die Verbindung mit einer tugendhaften und klugen Gattin lassen auch den Leser glauben, daß es dem dicken Manne mit dieser Besserung ein wahrer Ernst sein werde; wenn es ihm auch einfallen sollte, daß es mit allen schnellen und totalen Veränderungen eine mißliche Sache sei und daß Anselm bei wiederkehrendem Wohlstande wohl noch öfter in seine alten Gewohnheitsfehler fallen möchte. Doch wir lassen gern den zuletzt angeführten Umstand gelten, wovon es 11. S. 235. heist: »Der Mann wird gewiß nicht ganz niedrig und unweise handeln, der einer hochachtungswürdigen Frau gefallen will; denn die leiseste Besorgnis, ihre Liebe zu sich zu vermindern, läßt ihn nicht leicht einen Schritt von dem Wege zum Guten wanken.«

Das Gegenstück von dem Charakter des dicken Mannes oder Anselms, ist dessen Freund Philipp. Wie der erste redselig und vorschneell ist, sich sehr klug dünkt, und von seinem Reichthum und seinen Talenten alles erwartet: so ist dieser von Jugend auf bescheiden, gelehrig, still, geseszt; und



und verbindet Thätigkeit mit Sanftmuth und Gelassenheit. Der erste lernt nur das, was ihn amüsiren, oder was seine Eitelkeit nähren kann (z. B. spekulative Philosophie;) der andere das, was im menschlichen Leben nützlich ist, Schönschreiben, Rechnen, merkantilische, moralische Kenntnisse. Sein Grundsatz (und zugleich die Hauptlehre des Romans) war in seinem Stande ohne weit aussehende Projekte, mit Fleiß und Treue seine Pflicht zu thun, und von der Vorsehung den Anteil von häuslichen und bürgerlichen Glück ruhig zu erwarten, den sie keinem ganz versagt, als dem, welcher sich desselben durch Müßiggang, Unordnung, und Verschwendung unwürdig macht, 1. 199. — Und wie der leichtsinnige Anselm stets mit Noth und Verdruß zu kämpfen hat, so hat der gefezte und weise Philipp in allen Unternehmungen Glück, und wird endlich ein wohlbehaltner, geehrter und zufriedener Mann.

Dies sind die beiden Hauptcharaktere des Buchs: und sie werfen zum Vortheil des Hauptzwecks, gegenseitiges Licht auf einander. Außer ihnen enthält es aber noch eine ganze Gallerie sehr wohlgezeichneter, der Erfahrung analoger, stufenweis vollkommener und unvollkommener Charaktere, die alle durch Mitwirkung zu den Hauptbegebenheiten mit dem Ganzen verbunden sind. Die vornehmsten davon sind: der gefezte, weltfluge

kluge Tuchmacher George, ein Mann von viel Erfahrung und dadurch geläuterten Bousens, als etwas wünschenswertherem, als Schulweisheit; er ist Philipps Muster; -- der geizige, gefühllose, dem Trunk ergebne, hartherzige Mann Sophiens; -- der wollüstige Schurke Platter, ein Parasit, Gelegenheitsmacher, Verfäher junger Leute und Falschspieler; -- der boshaftere Schurke Hiffer, ein gewissenloser Advokat, der nach subdirtten Plänen und mit Hülfe seiner ausgebreiteten Rechtskenntnisse, Unheil stiftet; -- der feiste, aber gutmüthige Rathsherr Hummer in Köln; -- seine magere aber schöngeistrische Frau; -- die sonderbare, beinahe abenteuerliche Gerberfamilie, (II. 52.) die aus einem Bruder und einer Schwester besteht, wovon er Gedichte, aber in Lamben und Reimen, und sie in Hexametern macht; -- die empfindsame, von nichts als Moral schwagende Angelika, eine Erzlokette und Verschwenderin; -- die arme, aber weise, zufriedene und glückliche Landpredigerfamilie, ein vorzüglich reizendes Gemälde; II. 69. -- und endlich die sanfte, kluge, häusliche, edle, alles ihrer Pflicht opfernde Sophie.

Die Begebenheiten, die der B. erzählt, und die Handlungen, die er aus diesen Charakteren herleitet, sind unvergleichlich mit einander verknüpft; eine entwickelt sich aus der andern; alle Wirkungen sind mit Einsicht aus ihren moralischen und



und physischen Ursachen, aus großen und kleinen Umständen, hergeleitet; man glaubt, was geschieht, müsse geschehen und könne durchaus nicht anders geschehen. Kurz, die erste Eigenschaft aller guten Dichtungen, die Wahrscheinlichkeit scheint uns der W. in einem hohen Grade erreicht zu haben.

Die Geschichte ist in einer höchst einfachen und natürlichen Sprache erzählt; doch größtentheils im Ton einer feinen Ironie, und mit einer satyrischen, aber gutmüthigen Laune. -- Die Wahl dieses Tons machte es dem W. möglich, bei schicklichen Gelegenheiten, mancherlei Thorheiten der Zeit zu bestrafen, und manchem, der seine Thorheiten vor dem Angesichte des Publikums getrieben hat, die Wahrheit zu sagen. Die gewählten Gegenstände scheinen uns auch größtentheils diese Rüge zu verdienen; und sie ist überdies nicht nur mit Witz, sondern auch stets mit Stimpf und Schonung geführt; doch dürfte die Frage sein, ob auch der Roman der Ort zur Satyre über gewisse Dinge sein müsse? -- Am meisten und häufigsten trifft die Satyre des W. eine gelehrte Modethorheit unsrer Zeit, den Mißbrauch der kritischen Philosophie, womit so viel junge Leute zum Nachtheil der wichtigern Studien, ihre Zeit verschwenden, und sich durch eine verkehrte Anwendung oder Uebertreibung ihrer Grundsätze, Schaden thun. Dis hat der W. nicht bloß durch gele-

gelegentliche Reflexionen, sondern durch die Geschichte seines Helden selbst und der nachtheiligen Folgen seiner Spekulationen, zu zeigen gesucht. Die Ironie des W. ist noch einen Schritt weiter gegangen, (was ihr die strengen Anhänger dieser Philosophie nicht leicht vergeben werden) und hat sogar die Richtigkeit und Gültigkeit ihrer Grundsätze selbst angegriffen; und bis ist hie und da (I. 28. I. 223. 231. 234. u.) mit Wit, mit Scharfsinn geschehen; ob auch mit Gründlichkeit, ist hier nicht der Ort auszumachen. Das muß Mez. zu Gunsten des W. bekennen, daß ihm der Geist und die Sprache der neuen Philosophie nie geschickt zu sein schien, eine Schule kluger Geschäftsmänner und großer Artisten und Künstler zu werden. Indes wenn der W. an der Zulässigkeit aller spekulativen Philosophie, dem Nutzen ihres Studiums überhaupt, wie es scheint, zweifeln sollte, so geht er auch auf der andern Seite viel zu weit. Es giebt Köpfe spekulativer Art, denen metaphysische Betrachtungen wahres Bedürfnis, wenigstens fast unentbehrliches Amusement sind, und die sich diese Art des Vergnügens sicher erlauben dürfen, weil sich ihr viel umfassender Geist, und ihr biegsames Genie leicht zu den Geschäften des Lebens oder den populären Studien herablassen kann. Andern, von weniger spekulativem Genie kann ein mäßiges, nicht zu lange oder ausschließlich fortgesetztes Studium der Metaphy-



taphysik zu einer Verstandesübung dienen, und in ihre schwankende Begriffe und ihren verworrenen Ausdruck einige Bestimmtheit und Klarheit — wenn auch nicht völlige Evidenz — bringen; und wenn wir in Ansehung des Verhältnisses, worin wir mit der Welt, mit Gott, und mit der Zukunft stehen, nicht bloß glauben wollen, was uns entweder ein altes Religionsystem, oder eine neue Modephilosophie, die etwa unter den feineren Ständen des mit uns lebenden Publikums herrscht, sondern wenn wir auch etwas davon wissen wollen, was uns überzeugen und beruhigen kann: so werden wir nicht alle ontologische Bestimmungen und Zergliederungen der Begriffe entrathen können; denn mit dem sich selbst überlassenen Menschenverstande und der unmittelbaren Erfahrung kömmt man hier nicht aus; und wenn man das alles umgehen und sagen wollte, daß man in Ansehung jener Dinge nichts wissen, und ohnehin das Wissen für die praktischen Kenntnisse entbehren könne; so kann man schon diesen Satz ohne metaphysische Untersuchungen nicht vollkommen verstehen. Doch genug davon. — Einige Uebertreibungen dieser Art sind wohl mehr dem Erguß der satyrischen Laune des V. zuzuschreiben; z. B. wenn II. 78. ein gewisses Schulbuch, das eine Anzahl oberflächlicher Definitionen enthält, der kantischen Philosophie vorgezogen wird.

Die

Die Einfälle der ironischen Art haben uns überhaupt besser gefallen, wenn sie allgemeine und öffentliche Mißbräuche, wie z. B. die schädlichen Zinnungsgebräuche (I. 18. II. 159.) betrafen, als wenn sie einzelne Personen angingen. Hierin wünschten wir, daß Schriftsteller von Ansehen kein Beispiel gäben, welches der Troß der Autoren übel nachahmen und mißbrauchen und so die Satyre zum Pasquill machen könnte. Wir hätten insonderheit den Ausfall auf Hr. Rehbergen, im I. Th. weggewünscht. — Außer diesen satyrischen Reflexionen ist das Buch auch mit vielen allgemeinen, moralischen und psychologischen Bemerkungen durchwebt, die alle lehrreich, und wo nicht alle neu, doch nie gemein sind. — Um Psychologen, die den d. N. noch nicht kennen, aufmerksam zu machen, führen wir ein Paar Anmerkungen dieser Art an. I. 22. „Ein alter Herrnhuter soll gesagt haben, wer (die Aeltesten und die Glieder der Gemeinde) so genau und in der Stille beobachte, werde mit der Zeit entweder selbst ein Aeltester werden, oder die Gemeinde verlassen.“ — I. 87. Anselm, da er noch den lustigen Burschen auf der Akademie spielt, vernimmt den Tod seines Onkels und seiner Mutter. „Er ward dadurch aufs Aeußerste gerührt; seine unordentlich angespannte Einbildungskraft sank durch die Wahrheit seiner Betrübniß nieder, und machte den besten Entschlüssen Platz, ordentlich zu leben



leben und zweckmäßig zu handeln.“ — I. 154  
 „Aber, wie es denn einige unerklärliche Dinge  
 giebt, Mätter hatte eine sonderbare Antipathie  
 gegen Philipp; es war ihm ängstlich, wenn er  
 den Menschen vor sich sah.“ — II. 156. „Es  
 fehlte ihm an Geld, auch nur zum frugalsten  
 Mittagessen, oder zum schlechtesten Nachtlager.  
 Er sah die Menschen vor sich vorbeigehen als wä-  
 ren es todt: Bilder, welche ihm nichts, und wel-  
 chen er nichts anginge.“ — II. 166. „Stolz  
 und weichliche Trostlosigkeit sind die gewöhnlich-  
 sten Ursachen des Selbstmordes. Diese kamen  
 hier zusammen, und er war bereit, ins Wasser zu  
 springen; aber als er nochmals in den See hin-  
 einsah, kam er ihm so naß und so tief vor.“

Der Stil des B. verdient noch eine besonde-  
 re Erwähnung, und als ein Muster echter deut-  
 scher Prosa empfohlen zu werden; er ist in gram-  
 matischer und rhetorischer Rücksicht fast durchgän-  
 gig für korrekt zu halten, und in Ansehung der  
 ruhigen Einfachheit, Proprietät und Reinheit der  
 Sprache, denen eben so sehr zu empfehlen, welche  
 richtig Deutsch schreiben lernen wollen, als man  
 den Engländern Gullivers Reise empfiehlt.  
 — In Ansehung der grammatischen Richtigkeit  
 schien uns fast alles tadellos; bis auf einige Klei-  
 nigkeiten, z. B. wendete, es belohnt der  
 Mühe; derselbe im Anfang des Satzes; der  
 Ge.

Gebrauch veralteter Wörter, da wo der Ton nicht komisch ist &c.

Rez. fügt dieser Anzeige eines vorzüglichen Romans noch ein Paar Anmerkungen hinzu, die ihm, bei einer wiederholten Lektüre, über die Ausführung einiger Stellen und die Anordnung des Ganzen eingefallen sind; ob sie gegründet sind, überläßt er den Lesern, vorzüglich aber dem Verfasser des dicken Mannes selbst, zu beurtheilen. — Die einzelnen Begebenheiten sind, wie schon gesagt, fast durchgängig sehr wohl motivirt; doch haben wir einigemal Anstoß gefunden. Sollte z. B. Anselm (11. 62.) wohl die languasige Poetin, eine unausstehliche Pedantin, moralischer Weise, haben heirathen können; er, der den Plan sich aus seinem Elende herauszuarbeiten, noch nicht fahren gelassen hatte, wie selbst seine damalige Thätigkeit beweist? Daß er sich durch diese Heirath für sein an Sophien begangnes Unrecht selbst habe strafen wollen, konnte bei ihm höchstens ein flüchtiger Einfall sein, den er sogleich wieder verworfen mußte, da er kein Phantast war und ein bequemes Leben und das Glück der Liebe, dessen er sich dadurch auf immer begab, über alles schätzte. — Ferner: Sollten wohl solche Wollüstlinge, wie der Hr. v. Reithelm, die ihre körperlichen und geistigen Kräfte durch sinnlichen Genuß aller Art schon so sehr erschöpft haben, daß sie ihre Zuflucht zu der sogenannten geheimen Philosophie nehmen, um



um ihre Gesundheit wieder herzustellen — sollten sie sich wohl so stark mit der spekulativen und besonders der kritischen Philosophie beschäftigen, daß sie so darüber rasonniren könnten, wie dieser v. Reithelm, 3. B. I. 256. thut, wo er u. a. sagt: „Schon das viele Nachdenken, wodurch meine Geisteskräfte in neue Bewegung gesetzt wurden, will ich ihm (Kanten) gern verdanken.“ — Uns dünkt, die Reithelme greifen sich so stark nicht an.

Zuweilen wenn wir von Anselms vielen glücklichen Kuren lasen (er ist Arzt;) fiel uns sein akademisches Leben ein, wo er sich um die liebe Medizin wenig oder gar nicht bekümmert hatte; und wir wunderten uns, daß ihm der Zufall so oft günstig gewesen, seine Patienten von selbst gesund werden zu lassen.

Der beste Charakter der Geschichte ist der des Philipp; sollte er aber wohl hinlänglich motivirt, und seine Entstehung aus ihren Ursachen genugsam entwickelt sein? Was er thut und was er sagt, ist alles sehr gut; aber wie kommt der Mann zu dieser Weisheit? Zwar entdecken wir zwei in der Geschichte liegende Ursachen, die zu seiner Bildung viel beigetragen haben könnten; Philipps eigne abhängige Lage, und das Beispiel des klugen und ehrlichen Georgen; jene konnte seine Thätigkeit in den gehörigen Schranken halten und vor Leichtsinne bewahren, dieser

ihn

ihn leiten und belehren; doch diese Ursachen schei-  
 nen uns viel zu allgemein zu sein; in der Poesie  
 erwarten wir sie ausführlich und aufs Besondere an-  
 gewandt. Ueberdis schien uns der Charakter Phi-  
 lipps oft zu kalt, zu alcklug; da er keine herrschen-  
 de Leidenschaft, keine Lieblingsneigung hat, so  
 scheint uns seine Tugend eben nicht sehr bewun-  
 drungswerth, da sie ihm wenig zu kosten scheint;  
 man schätzt ihn, aber man liebt ihn nicht; und  
 da wir auch Anselmen weder schätzen noch sonder-  
 lich lieben können, so finden wir in der That gar  
 keine Person, für die wir uns mit Wärme inter-  
 essiren könnten; es müßte denn Sophie sein, die  
 aber eine gar zu subordinirte Rolle spielt, und in  
 dem größten Theil der Geschichte nicht erscheint. —  
 In Ansehung der Entstehung hat nur der Charak-  
 ter Anselms die poetische Vollendung; die meisten  
 andern sind gute Gemälde, natürlich und wahr,  
 doch nicht mit allen den Umständen begleitet, die  
 ihre Bildung begreiflich machen. Ein ganzer  
 Abschnitt, der acht und zwanzigste, enthält sogar  
 eine ganze Gallerie charakteristischer Schilderungen,  
 die gar nicht in Handlung versetzt werden und der  
 Geschichte des d. W. fremd sind. Die Mit-  
 glieder des Bureau d'Esprit in Köln, so viel  
 Kenntnis und Laune auch ihre Schilderung verräth,  
 sind mit dem Gange der Begebenheiten wenig oder  
 gar nicht verflochten, und könnten, des Ganzen  
 unbeschadet, völlig wegbleiben.

Die



Die Geschichte des dicken Mannes ist eine fingirte Biographie; sie fängt mit der Geburt des Helden an und bringt ihn chronologisch bis ans Ende seiner Abenteuer, in seinem reifern männlichen Alter; seine Begebenheiten sind in dem jedesmaligen Zustand der Dinge gegründet; die spätern aus den vorhergehenden hergeleitet, und, wie schon gesagt, alle sehr wohl mit einander verbunden und verketter; eine jede ist an sich interessant, und befriedigt meistens die erregte Neugier völlig; legt zwar den Grund zu neuen; doch dem Leser unbewußt, ohne seine Erwartung immer höher zu spannen, und das Buch könnte sich auch eher schließen, ohne daß der Leser sagen könnte, seine Erwartung sei getäuscht. — Wir tadeln diese Anordnung der Begebenheiten nicht; sie gleicht der Anordnung einer guten historischen Biographie, und warum sollte man nicht auch Lebensbeschreibungen fingiren dürfen? Allein, ein Roman dieser Art kann doch das hohe Interesse nicht haben, das aus einer Anordnung der Begebenheiten entsteht, die der des epischen Gedichts gleicht und die z. B. Fielding im Tom Jones gewählt hat. Sie besteht darin, daß die Hauptbegebenheiten in einen engen Raum der Zeit zusammengedrängt, und zu gleich viel Fäden angeffonnen werden, die sich alle neben einander und durch einander ausspinnen und entwickeln, so daß die verschiednen in einander greifen.

Januar 1795. F den

den Fakta die endliche Entwicklung lange zu erschweren und zu hindern scheinen, die Erwartung und die Theilnahme stät vermehren, und am Ende dennoch alle zur Herbeiführung der Katastrophe beitragen. Dis ist in der Geschichte des d. N. nicht geschehen; denn Sophiens Geschichte, wovon der Faden gegen das Ende wieder aufgenommen wird, verursacht keine sonderliche Verwicklung; der Leser kann sie im ersten Theile schon für geendigt halten, da sie verheirathet wird.

— So viel Gutes man also auch von dem dicken Manne sagen mag, — und man kann viel von ihm sagen — so dürfte es dennoch auch nach ihm einem deutschen Helden vorbehalten sein, den Kranz der romantischen Dichtkunst zu erringen.

---

Heinrich von Falaise oder Scenen  
aus dem heutigen Frankreich. 1795.  
Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung  
182. S. in 8. (12 gr.)

Nach dem Titel sollte man in diesem Buche  
Revolutionsscenen suchen, an welchen die heutige  
Geschichte von Frankreich reich genug ist und welche dem Menschenfreund und Menschenbeobachter  
hinreichenden Stoff zu wichtigen Bemerkungen und  
Resul-



Resultaten geben, folglich aufbewahrt zu werden verdienen, wenn sie sich nur einigemassen über Alltagsgeschichten erheben. Allein dem ist nicht also. Heinrich von Falaise ist ein Roman, aber keiner von den schlechten, mit welchen die Lesewelt in jeder Messe überschwemmt wird. Der Erzähler ist ein ausgewandeter Franzose, welcher nach einer Abwesenheit von beinahe 30 Jahren wieder nach denjenigen Gegenden seines Vaterlandes flüchtet, über welche der unruhige Geist der Spaltung und des Aufruhrs seinen Scepter noch nicht ausgebreitet hat. Hier trifft er von den Freunden seiner Jugend nur noch einen Geistlichen an, welcher ihm die Erklärung von der Begebenheit mittheilt, die ihn sogleich bei seiner Ankunft in Verwunderung und Erstaunen setzte, und welche den Inhalt der ganzen Geschichte dieses Buches ausmacht. — Nec. muß gestehen, daß er das Buch mit Vergnügen durchgelesen hat, weil er die Sprache rein und edel, den Inhalt überall interessant und anziehend, die Blicke auf Handlungsweise und Charakter nach seiner Meinung richtig und das Ganze überhaupt so gezeichnet fand, als es sich mehrere beliebte Schriftsteller in dieser Art von Schriften zum gefälligen Ideal gemacht haben.

Der Bischof hält Hochzeit. Dramatisches Bruchstück aus dem neuern Frank-





tenen traurigen Karastrophe durch eigene Schuld  
legten, weil sie nicht waren, wie sie sein sollten.  
Freilich giebt es in dem Buche genug heftige Aus-  
fälle auf Adot und Geistlichkeit, aber wenn die  
Originale in der wirklichen Welt vorhanden sind,  
warum sollte man sie nicht im Drama aufstellen,  
welches von keiner der Abdruck ist?

Der Verfasser scheint bis vor vielen seiner  
Brüder voraus zu haben, daß er die Charaktere  
nicht übertrieben darstellt, welches jedoch bei dem  
Abt Debonnet der Fall ist, dessen Charakter er von  
einer zu häßlichen Seite schildert; auch dünke  
es dem Recensenten unwahrscheinlich, daß der  
zwar sehr biedere, aber doch auch kluge Bischof  
Elmo, die Hencheley und Neglist des vorge-  
dachten Abtes auch nicht einmal ahnet und sich  
auf eine solche Art habe hintergehen lassen.  
Gefegt auch, daß ihn hier die Liebe geblendet  
hätte, so kann der wirklich schlechte und zwar  
durchaus schlechte Mann, wie Debonnet, auch  
durch die glänzendste Außenseite, nicht immer täu-  
schen.

Der launige Montrecoeur ist meisterhaft  
gezeichnet und das ganze Bruchstück wird ohne  
Zweifel Liebhaber finden, die es mit Vergnügen  
lesen.

H a

Harald oder der Kronenkrieg. Eine Nordische Erzählung. Kaschau bei Scheibler 1794 zwey Theile. 1 Th. 291. S. 2 Th. 189. S. mit einem Titeltupfer. (1 Rthlr.)

Dieser aus der Geschichte Dännemarks entlehnte Ritterroman enthält noch Unterhaltung und Abwechslung genug, nur ist zu tadeln, daß die dargestellten Begebenheiten zu sehr gehäuft sind, auch entwickelt sich Manches darin zu bald, Manches endigt sich auf eine Art, die jedem Leser höchst unnatürlich und unwahrscheinlich vorkommen muß; z. B. die Flucht des Haralds aus der Gefangenschaft, das Wiederfinden seiner Mutter u. a. m. Eben so wenig gefallen uns die öftern Wiederholungen und das Einerley bei Beschreibungen des Ungewitters, der Elemente und der Natur überhaupt. Unverzeihlich sind die vielen Druck- und Sprachfehler, deren man eine Menge fast auf allen Blättern findet und unterweilen weiß man in der That kaum zu entscheiden, ob man die vielen unter einander geworfenen Fehler auf die Rechnung des Verfassers oder des Korrektors setzen soll. Nur eine einzige Stelle zum Belege unsers Urtheils. Es heißt von den Wächtern, welche den Held der Geschichte in seinem Kerker bewachen mußten: »Sie dauerte der junge schöne Krieger mit den maestätt flammenten Auge,  
nur



nur von Schmerze matt, mit den königlichen  
 Anstand, diesen viel versprechenden Kräften, und  
 sie beschloffen, seiner zwar genau zu warten, daß  
 er nicht entrinne, aber auch seiner zu pflegen,  
 es wurde vor ihm ein Gemach in der Höhe  
 des Thurms bestimmt, rein, mit der Aussicht über  
 der See hin u. s. w. Wenn Schriften dieser  
 Art, deren Epoche nun doch, Gott Lob! sich ih-  
 rem Ende bald nähern wird, (denn wem sollte  
 das Stampfen der Rosse, die nervigte Faust, das  
 Waffengeklir, der Ton der Varden u. s. w. nicht  
 endlich zum Ekel werden) ausserdem sich so wenig  
 durch netten und korrekten Druck, wie die gegen-  
 wärtige, empfehlen und von Sprachunrichtigkeiten  
 wimmeln, so legt man sie unwillig aus den Hän-  
 den und sieht sich nach reizenderer und besserer  
 Nahrung um.

---

Merkwürdige Geschichten der  
 Freundschaft und Liebe. Mit 4  
 Kupfern. Halle bei Hendel 1795. 192. S.  
 in 8v. (16 gr.)

Ich lege, sagt der Verfasser im Vorbericht,  
 dem Publikum die Geschichten einiger Liebenden  
 vor, und wünsche, daß sie den Zweck meiner Be-  
 mähungen erreichen mögen, nemlich junge Her-  
 zen für (vor) Lastern zu warnen u. s. w.

Es

Es brauchen keine Liebesgeschichten zu sein, wenn man die Jugend vor Lastern warnen will. Die unglücklichen Menschen, von welchen in den vor uns liegenden Blättern die Rede ist, wurden größtenteils, fast einzig, durch ihre unedle Leidenschaft, durch Wollust und Nachsicht, elend. Hätte der Verfasser es sich zum Ziele gesetzt, jugendliche Herzen vor der Gewalt der Liebe zu warnen und ihnen belehrende Exempel vorgelegt, wie junge Personen, die sich im Gefühl der tobenden Leidenschaft ohne Rath ihrer Eltern oder verständiger Freunde feyerlich Liebe und Treue schwuren, ihr ganzes Glück zertrümmert und aus Unbesonnenheit ihr Leben höchst traurig gemacht hätten, so hätte er sich ein zu seinem Vorhaben würdiges und passendes Sujet gewählt. Allein dann hätte er auch keinen seiner Helden durch die Liebe glücklich werden lassen, dann hätte er den süßen Bonnettaumel und die Seligkeit der Liebenden nicht so reizend schildern müssen; sonst werden selbst Warnungen verführende Lockspeise und junge Leser, deren Phantasie gespannt ist, lernen eine Leidenschaft kennen und fühlen, mit welcher sie ohne dergleichen Lektüre noch nicht würden bekannt geworden seyn. Möchten doch Schriftsteller erst genau die Mittel prüfen, um die Sache, vor welcher sie warnen, nicht noch eher zu befördern! Die glückliche Liebe Stellheims, so wie auch Wilhelms und Fanny, begünstigt geradezu die



die Abenteuer feuriger Jünglinge und Mädchen. Rec. würde hier lieber solche Geschichten gewählt haben, worin junge Leute dargestellt werden, die bei ihrer unschuldigen Liebe den Rath der Eltern nicht vergessen, sondern ihr ganzes Herz vor ihnen ausschütten und dadurch wahrscheinlichen Gefahren vorbeugen. Unter den vier Erzählungen behält unstreitig die letzte den Vorzug, besonders wenn wir abrechnen, was des Bridges Eifersucht that. Die zweite Geschichte in Versen ist unter aller Kritik. Zum Beweise nur einige Verse: S. 79. heist es von einem treulosen Liebhaber, dem der Schatten seines erblästen Mädchens erscheint:

Schaum deckte ganz fein schraubend Ros,  
Ihm bebten alle Glieder,  
Und plötzlich brach ein Donner los,  
Und wettert vor ihm nieder.  
Sieh da ein Blitz! ihn dänkte schier:  
Als öfnet sich des Himmels Thür,  
Als sah auf seinem Throne  
Der Vater mit dem Sohne u. s. w.

Zuletzt wird er vom Donner erschlagen S. 80.

Hu! welch ein Krach! tief in die Brust  
Ward er hinabgeschlagen,  
Die Seele winselt in der Luft  
Mit Zittern und mit Zagen:  
Die Teufel zerrten sie umher,  
Und eine Stimme donnert schwer u. s. w.

Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen für 1795 von W. G. Becker, mit Churfürstl. Sächs. Privilegium. Leipzig bei Woss und Komp. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Almanach, welcher von besserem Gehalt ist, als seine vorigen Brüder, enthält 8 Kupfer von Chodowiecki. Das Titeltupfer stellt die Statue des Apollo vor, um welche Jünglinge und Mädchen tanzen; die 6 Kupfer im Kalender gehören zu der Geschichte des Theseus, die im ersten Aufsatz abgehandelt wird, und das letzte stellt ein Weingelag dar und gehört zu dem poetischen Aufsatz von Langbein: das Weingericht. Der Leser findet hier I) Prosaische Aufsätze. 1) Theseus von W. G. Becker. 2) Sendschreiben des Schulmeisters Batel an den Herrn Pfarrer Schmolke. 3) Das Brückenspiel zu Pisa von W. G. Becker. 4) Denksprüche von Streithorst. 5) Bemerkungen, Anekdoten und Einfälle von Kästner, Kretschmann und Becker. Diese Aufsätze sind von der Beschaffenheit, daß sie niemand ganz unbefriedigt von sich legen wird. II) Gedichte von vermischem Inhalt, unter welchen sich viele durch ihre Lesbarkeit und leichte Versifikation empfehlen. III) Charaden und Räthsel.

Im



Im Anhang findet man eine Anweisung zu  
 gefälligen Spielen und neue Tänze mit dazu gehö-  
 rigen Figuren und deren Erklärung; am Ende ist  
 die neueste Charte von Polen angehängt.

In allen Rubriken dieses Taschenbuchs ist  
 für Abwechslung und Interesse gesorgt, äußere  
 Nützlichkeit und die Sorge des Herausgebers für  
 Aufsätze von rühmlich bekannten und beliebten Ver-  
 fassern, machen, daß das Werkchen seinem Zweck  
 immer mehr entspricht.

Historisch litterarische Nachrichten.

Nachricht von der Krünitzischen ökonomisch-technologischen Enzyklopädie. (Brünnner Ausgabe.)

Wie wenig eine Unternehmung dieser Art bei so großen Fortschritten ins Stecken gerathen kann, und wie fest ich entschlossen bin, es mir Anstrengung aller meiner Kräfte zu unterstützen und einst zu einer rühmlichen Vollendung zu bringen, beweiset die bisher erschienene Anzahl von 58 Bänden denen der 60igste Band schon nachfolgen könnte, würde zu Verfertigung der Kupferplatten nicht eine größere Zeit erfordert.

Es ist mir nicht unbekant, daß auf meine vorräthige Anzahl kompletter Exemplarien sich noch viele Liebhaber finden würden, wenn der Preis nicht von der Art wäre, daß nicht jedem eine solche baare Auslage auf einmal möglich ist. In dieser Hinsicht, und um den Ankauf dieses für Jedermann so nützlichen Werkes zu erleichtern, eröffne ich hiemit eine neuere Pränumerazion, die immerwährend, bis zum gänzlichen Absatz aller vorräthigen Exemplarien und zwar der gestalten offen bleibt, daß

1. jeder Liebhaber jeden Band noch für den Pränumerazionspreis erhält; und

2. nach



nach und nach für diesen Preis so viele  
Bände abnehmen kann, als es ihm gefällig ist.  
Die Hrn. Liebhaber demnach, die dieses  
Werk unter den angezeigten billigen Bedingungen  
zu erhalten wünschen, belieben sich mit ihren Auf-  
trägen entweder an mich oder an ihre zunächst ge-  
legene Buchhandlungen zu wenden, bei denen sie  
die Preisliste aller bisher erschienenen Bände ein-  
sehen können. Brunn den 6. July 1794.

Joseph Georg Traßler,

Buchdrucker, Buch- und Kunsthändler.

Stügen einiger Mißbräuche und Inkonve-  
nienzen unsers sogenannten philosophischen Jahr-  
hunderts. Athen, 1795. und zu finden in allen  
Buchhandlungen Deutschlands. (Wer diese kleine Schrift sucht, wird sieweig  
finden; ob sie es werth ist, gesucht zu we-  
den, wird bald die Stimme des Publikums  
entscheiden.)

Bei dem Verleger dieses Journals ist seit der  
Ostermesse 1792 herausgekommen.

Blüten Anhaltischer Muse. Erste Sammlung  
(enthält vermischte Gedichte.) Schreibm.  
in einer Titelvignette. 2 gr.  
Ektz

- Ekto von Arbelk und Silka von Bollerhausen, Rit-  
 terroman aller Ritterromane von Eppo Attila,  
 25 Geschicht- und Geschwindschreiber zu Burg Weis-  
 27 senfels. *Unvollständig* 8 gr.  
 Fink, Wilh., Gemälde aus dem alten Rom.  
 29 (enthält dramatisirte Scenen aus der römischen  
 31 Geschichte.) *Unvollständig* 20 gr.  
 Flüchtige Bemerkungen über die Art zu sechten  
 einiger Universitäten. Mit Kupfern. 18 gr.  
 Friedrich Schleemann, eine Geschichte, wunder-  
 33 lich und wahr, von D. N. 11 Theil. Mit ei-  
 35 nem Kupfer von Geysler. 10 gr.  
 Gustav Rosenthal, oder Redlichkeit auf der Probe.  
 Eine auf Akten und Urkunden sich gründende  
 37 Geschichte, in 2 Theilen. 20 gr.  
 Hartmann, C. F., Commentatio in Epistolam  
 39 Judae. 4 gr.  
 Julius Frontar. Eine Geschichte aus dem vori-  
 41 gen Jahrhundert. Kein Ritterroman. 18 gr.  
 Macht, die, der Religion oder die besiegte Liebe.  
 Ein Gedicht in zwei Gesängen, a. d. Engl. des  
 D. Eduard Young. 2 gr.  
 Dasselbe auf feinem Postpapier. 3 gr.  
 Martel, M. W., Widerlegung des falschen Ver-  
 43 griffs von der sittlichen Freiheit in Rücksicht auf  
 45 bürgerliche Freiheit. Eine Jubelschrift. gr. 8.  
 47 *Unvollständig* 2 gr.  
 Otto, M. G., Versuch einer neuen weit vorteil-  
 49 haftern Praxis Conjugationum et Declin.  
 51 mit



- mit Anführung der Hauptregeln aus allen eingeführten Grammatiken. 6 gr.
- Ueber Unterweisung und Erziehung. Aus dem Engl. übers. von Gleim. 2 gr.
- Universitätenrevolution. Ein Glückwunsch für die Universität Halle an ihrem ersten Jubelfeste, von J. G. C. Schlüter, Doktor der Weltweisheit, ehemaligem Zöglinge dieser Universität. 8 gr.
- Wetterlein, C. F. N., Grundsätze eines Schulstudienplans. 2 gr.
- — Ueber den Gebrauch fremder Wörter in der deutschen Sprache. 2 gr.
- Zuruf an die Fürsten und Völker Europas von einem aus Frankreich zurückgekehrten Deutschen. Brochirt. 2 gr.

---

Unter der Presse ist  
und wird zu kommender Ostermesse erscheinen:

---

Brand, Werner oder wie der Leser will. Eine Sammlung von Gemälden, deren Originale wirklich existiren.

Denkwürdigkeiten aus der wirklichen Welt. Ein Pendant zur Kenntnis menschlicher Charaktere und Schicksale.

Musaren, die Preussischen im französischen Nonnenkloster. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen.

Ver-

Vorlesungen über die französische Sprache, oder  
deutliche und gründliche Anweisung zur Erlernung  
dieser Sprache, nach den neuesten Grundsätzen  
bearbeitet von F. Gbdlke.

Die hier angezeigte französische Grammatik  
wird im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung  
nächstens erscheinen. Da der Hr. Verf. schon  
mehr in diesem Fache geleistet, von jeher mit dem  
Unterrichte in dieser Sprache sich beschäftigt hat,  
und diese Sprachlehre mit vorzüglichem Fleiße und  
nach den neuesten Erfahrungen und Grundsätzen  
ausarbeiten wird; so glaubt man selbige mit Recht  
allen Lehrern und Lernenden der französischen Spra-  
che empfehlen zu dürfen. Zwar wird der Verle-  
ger schon überdem darauf bedacht sein, diesem  
Buche im Verhältniß zur Bogenzahl und Inhalt  
einen möglichst billigen Preis zu geben. Jedoch  
verspricht er, um selbiges desto gemeinnütziger zu  
machen, Schulen und Privatlehrern der franz.  
Sprache, welche mehrere Exemplare davon in  
frankirten Briefen bei der Verlagshandlung be-  
stellen, das 5te gratis; und von jedem Exemplare  
über fünfse, 20 Procent Rabatt zu geben.

Köthen

im December 1794.

J. A. Aue.



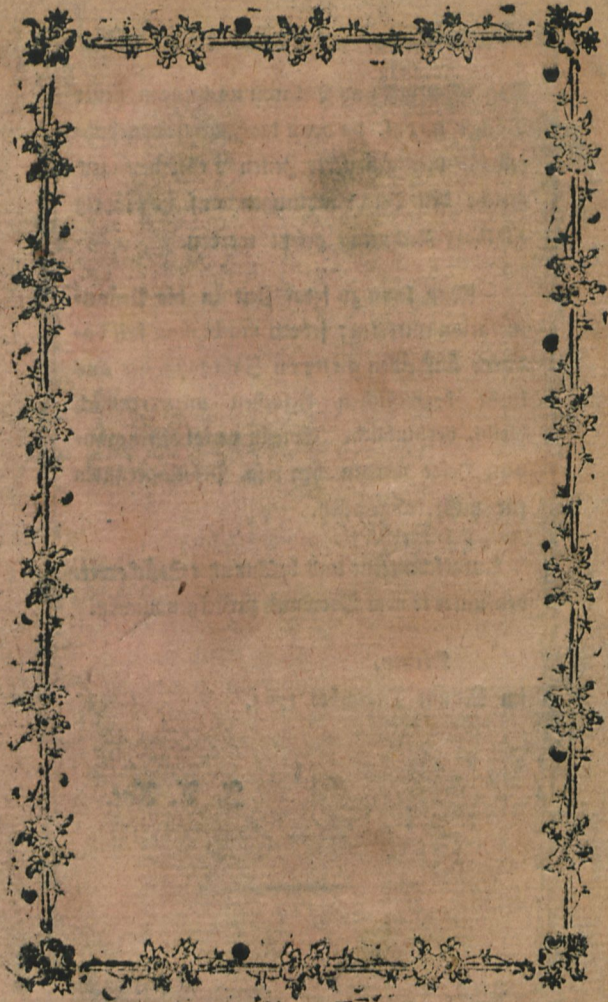
Avertissements und Bekanntmachungen neuer Bücher u. dgl. da denn die Insertionsgebühren für vier gedruckte Zeilen 1 Gr. betragen, welche den Buchhandlungen auf halbjährig zahlbare Rechnung gesetzt werden.

Man kann zu jeder Zeit in die Pränumeration eintreten; jedoch macht man sich dadurch auf einen ganzen Jahrgang, der aus leicht begreiflichen Ursachen unzertrennlich bleibt, verbindlich. Einzeln verlehren gegangene Hefen werden den resp. Pränumeranten für 8 Gr. abgelassen.

Aufgeschnittene und beschmutzte Stücke werden unter keinem Vorwand zurückgenommen.

Köthen,  
im Monat December 1794.

J. A. Aue.





Kritische Bibliothek  
der  
schönen Wissenschaften.

X 304 6247  
Februar 1795.

*Non quis, sed quid.*

Köthen,  
bei Johann August Ane.

AB  
B9489



## Nachricht.

Von dieser kritischen Zeitschrift erscheint regelmäßig zu Anfang jedes Monats ein Heft von wenigstens 8 Bogen, und wird den Pränumeranten, welche sich gerade an die Verlags- handlung wenden, der Jahrgang für 2 Thl. 12 Gl. Conv. M. franko Leipzig gesendet. Ausserdem ist der Ladenpreis 3 Thl. Conv. M. für welchen sie in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen ist. 6 Hefte machen einen Band aus, zu welchem ein besondrer Titel und Register geliefert wird.

Neue in das Gebiet der schönen Wissenschaften gehörende Schriften, die von Schriftstellern oder Buchhandlungen unter der Adresse: An die Herausgeber der kritischen Bibliothek d. sch. Wiss. an die Auesche Verlagshandlung in Köthen, zur Anzeige und Beurteilung frei eingesandt werden, sollen vor allen andern beurteilt und angezeigt werden.

Eben bis gilt auch von allen frei oder

L 121



# Kritische Bibliothek

der  
schönen Wissenschaften.

Zweites Heft. Februar 1795.



Der braune Robert. Ein Spiegel für viele. 303 S. in 8. Ingleichen: Das blonde Mädchen. Ein Spiegel für viele. 327 S. Beide vom Verfasser des deutschen Alcibiades. Weisensfels und Leipzig bei Friedrich Severin. 1794. (1 Nthl. 18 gr.)

Wir zeigen beide Bücher hier zusammen an, weil sie beide zusammen gehören und das zweite der andere Teil zu dem ersten ist. — Auch ohne Namen würde der erste Blick des sachkundigen Lesers errathen, daß das lesende Publikum gegenwärtiges Werkchen der fruchtbaren Muse des Hrn. Cramers in Naumburg zu verdanken habe, welcher mit den Produkten derselben gar nicht karglich zu Werke geht. Es ist, was Einkleidung, Ton und Sprache betrifft, seinen übrigen Schriften so ziemlich ähnlich und wird eben so wie diese in manchem Pulte eine Stelle und in mancher Gesellschaft eine liebevolle Aufnahme finden. Wir sagen dis keinesweges, um etwa über den Verfasser

Februar 1795. G

fasser zu spotten, dem niemand weder Talent des Kopfes und Herzens, das aus seinen Schriften zur Genüge hervorleuchtet, noch auch die zu solchen Schriften gehörige Laune und die Gabe einer gefälligen Darstellung absprechen kann; auch sind wir eben so wenig geneigt, ihm eine Lobrede zu halten, denn uns dünkt, wie viele andere, daß Herr Cramer weit mehr durchdachte, für Verstand und Empfindung ungleich wichtigere Arbeiten liefern könne, wenn es ihm gefallen wollte, etwas langsamer zu schreiben, seinen Plan mit mehr Genauigkeit anzulegen, die vorkommenden Charaktere besser zu studiren und tiefer in die Natur der Dinge, in den Gang der menschlichen Leidenschaften und der Seele überhaupt einzudringen, um nicht in Gefahr zu kommen, alle Augenblicke einen Sprung zu wagen, oder etwas in die Ordnung hineinzuwoben, welches einen Mißstand veranlaßt, und dem, welcher den Tritten eines beliebigen Schriftstellers auf dem Fuße folgt, sehr anstößig ist. Ein Mann, wie der Verfasser des deutschen Alcibiades, der ein beträchtliches Publikum für sich hat, kann es vor seinem Gewissen und dem Nichtsruhl unparteiischer Kenner unmöglich verantworten, wenn er seine Werke ungefeilt in die Welt schiebt und aus dem Absatz seiner Produkte sich einbildet, daß er nur eine flüchtige Feder nöthig habe, um etwas zu publiciren, was die Welt anstaunen, verschlingen und unter der vorstehen.



stehenden Firma für ächte durchaus brauchbare Ware halten müßte.

Dies war des Rez. Urtheil, da er den ersten Band durchgelesen hatte, und es fehlt nun weiter nichts als Etwas zum Belege. — Es ist zwar richtige Erfahrung, daß der Held in Romanen größtenteils der Liebling des Schriftstellers oder doch sein höchstes Ideal der Tugend, der glücklichen Laune, oder die höchste Ausschweifung des Lasters, der Ungezogenheit und des Anstosses für gesittete Menschen sei; aber selten pflegt ein Autor die Schnur der Wahrscheinlichkeit so auffallend zu überschreiten, als es zwar sonst in den Schriften des Herrn C. Sitte, besonders aber hier bei dem Robert der Fall ist. Der ist nach den feurigen Schilderungen des Verfassers ein Mann, an dem selbst das aufgeregte Gift des Momus und die in Flammen gefehrte Invidia mit ihrem bleichen Nachgesicht, das wohl im reinsten Aether und im klarsten Sonnenlichte Flecken findet, nichts auszusetzen weis. Robert ist nur Schütze oder Jäger an dem Hofe zu Suss, und gleichwohl das Uriebrad aller Staatsangelegenheiten, um welches sich der ganze Hof wie um seine Achse dreht. Man findet ihn beständig um den König als Teilnehmer aller Gesellschaften, in der Mitte der Grafen, Minister und vornehmsten Räte, ohne an den Kontrast denken zu sollen, daß er bei Tafel nur immer hinter dem Stuhle steht. Alle Weiber des Hofes

schwachten sich nach ihm fast zu Tode und der schön-  
 ne Schütze macht durch Einen Blick mehr Erober-  
 rungen selbst bei den größten Schönheiten, als die  
 in der Liebe gar nicht ungelübten Grafen und Ba-  
 ronen, die Rang und Ehrenstellen und Geld im  
 größten Ueberfluß haben, ohnerachtet alles Feuers  
 der Liebe und der zärtlichsten Verehrsamkeit, in  
 langen Jahren vermögen. In der Folge nimmt  
 seine Autorität immer mehr zu, so daß so gar  
 Personen, die irgend ein Versehen begangen ha-  
 ben, wegen eines einzigen festen Blicks, den der  
 Schütze auf sie thut, in's Wasser gehen, weil sie  
 meinen, daß sein alles durchdringendes Forscher-  
 auge sie auf unredlichen Wegen ertappt habe, daß  
 die Leute der Stadt, wenn sie den König und den  
 Schützen ihrer Meinung nach etwas ernsthafter,  
 mit auf die Nase gelegtem Finger,  
 reden sehen, nichts geringeres denken, als daß ein  
 fürchterlicher Krieg ausbrechen werde und daher  
 über Hals über Kopf ihr Vermögen einpacken und  
 in Sicherheit bringen, und dergleichen Uebertrei-  
 bungen mehr. Ueberhaupt sieht man gar nicht  
 ein, wie der Schützenstand des Robert, der durch  
 Verheimlichung seiner Geburt eine lange Prüfung  
 aushalten sollte, ein wirklicher Prüfungsstand ge-  
 wesen sei, da ihm an Ehre fast gar nichts abging,  
 da seine Feinde nur im Dunkeln schlichen, und  
 der König ihn als Liebling allenthalben auszeichne-  
 te, da er auch endlich so wichtig wurde, daß die

aus-



auswärtigen Gesandten den Auftrag von ihren Höfen bekamen: Sucht nur hinter den Schützen zu kommen.

Der ganze erste Teil enthält nichts, was die Erwartung spannen und durch ausgesuchte Entwicklung überraschen könnte. Vielmehr endet sich die Scene der Gefangenschaft des Robert, auf deren Ausgang man allenfalls noch begierig werden könnte, allzufrüh und es ist gar nicht abzusehen, wie der schlichte Verstand es reimen wolle, daß Amandus den Liebting, den er als Sohn kannte, ohne Gehör verdammen und sich so blenden lassen konnte.

Was die Grammatik anbelangt, so findet man auch hier die dem Verfasser eigenen Verstöße beim Gebrauch einiger Präpositionen, z. B. wegen dem andern, — für Schreck zittern — Allen Respekt für dem Urtheil — das ist alles, was du vor mich thun kannst u. d. gl. auch manche uneigentliche Nebenarten als: S. 23. einem aus feindlichen Plane den Hals brechen.

Äußerst widerlich ist es, unterweilen auf Unterredungen zu stoßen, die so viel bäurischen Witz haben, daß man sie vielleicht in Dorfschenken, nicht in den Gemächern eines Könighofes erwarten sollte. Man sehe nur den Akt S. 77. und in folgenden, wo eine Hofdame mit dem Hofpoeten Sirius redet (welcher als der erste Saufaus und zugleich

zugleich als der klügste Mann am Hofe zu Susi  
aufgeführt wird.) Die Dame war eingeschlafen,  
der Dichter auch, und bei dem Nicken hatte sich  
der letztere den Kopf verbrannt, welches einen un-  
angenehmen Geruch verursachte: Die Hofdame  
hebt also an: Und du entschliffst, immer dur-  
stest du der Esel! verbrennst dein goldenes (?)  
Haar an meinem Lichte (Springt auf und hält sich  
die Nase zu) Pfui Teufel! über den Poeten!

Der Dichter. (Fühlt auf den Kopf.) Nicht-  
tig! — aber bei meiner Unsterblichkeit, göttliche  
Gräfin, ich beneide sie um diesen Anblick; denn  
es muß eine ordentlich schöne Scene gegeben ha-  
ben: Das Haupt des Dichters Sirius — in  
Flammen.

Hofdame. Hast du solch eine Scene noch  
nicht gesehen?

Dichter. Im Geiste sehe ich mich zwar oft  
glänzen unter den Dichtern meines Jahrhunderts,  
wie dort mein Namensbruder in Norden, unter  
den Sternen des Himmels; aber so mit sterbli-  
chen Augen diese göttliche Scene zu sehn; o wel-  
che namenlose Wonne!

Hofdame. Da darfst du nur Achtung ge-  
ben, wenn der Hoffschmid einmal einen Sau-  
kopf sengt (!!!) ich kann dir auf Ehre  
versichern; es giebt auf der Welt nicht zwei ein-  
ander ähnlichere Eier als — diese beiden Bil-  
der.

Dich,



Dichter. O du dreimal gesegnetes Saukopf  
werde ich ausrufen und sagen, so bald ich es sehe;  
sei mir gegrüßt in der Fülle deiner Pracht u. s. w.

Uebrigis bekommt Herr Sirius noch vielerlei  
saubere Titel: Gänsekopf — Schul-  
fuchs — impertinentester Schlingel  
— erbärmliches mixtum compositum von  
Dudelsack und Affe. (o dreimal schön!!!)  
ewiger Strudel von Wein und Un-  
sinn!

Wenn diese Kompositionen nicht ächte Mix-  
turen von Grobheit und Unsinn heißen können, so  
will Kez. verloren haben!

Einen Beweis, mit welcher Eifertigkeit der  
Autor diesen ersten Teil mag ausgearbeitet haben,  
geben die Nachlässigkeiten, die man in vielen  
Stellen findet und die sich oft gar nicht zu den  
Verhältnissen passen.

So ist z. B. dis ein sehr auffallender Auf-  
tritt, wenn die Königin eine der geachtetsten Edel-  
damen, deren Sohn der schlafende Robert auf dem  
Schooße hatte, ermuntert, dem schönen Schützen  
einen Kuß zu geben und sich mit ihr viel von der  
Liebe dieser Dame zu dem Robert unterhält.

S. 191. findet Robert den berrunkenen Si-  
rius in einem mit Schilf bewachsenen Sumpfe  
und nennt ihn im Gespräch erst dreimal Sie,  
hernach geht die Rede im vertraulichen Du fort.

Of

Oft ist die Attitüde, die der Verf. den Handelnden in der Parenthese überhaupt zu geben pflegt, sehr unpassend angebracht als: S. 83. Sirius (stellt sich in Positur und spricht im rednerischen Pomp und mit Gestikulationen) Actäon war ein berühmter Jäger im Morgenlande — Denken Sie nur, ein Enkel des großen Kadmus! (Der rednerische Pomp liegt doch wohl nicht im Ton und Modulazion der Stimme? In den Worten selbst, die hier stehen, ist keine oratorische Schönheit.)

Kommen wir zum zweiten Theile! — Rez. findet keine Ursach, warum dieser Theil die Ueberschrift: das blonde Mägdchen habe, da es doch die ganze Geschichte des Robert ist, der dabey immer die Hauptperson bleibt. — Indessen hat dieser Theil ungleich größeres Interesse als der erste und man kann die Spuren eines sorgsamern Fleißes von Seiten des Verfassers gar nicht verkennen. Hier trifft man keine plumpe Intermezzos und unschickliche Umschweife, sondern die Geschichte wälzt sich so ziemlich im leichtesten Gange, wie wohl in der dem Verf. eigenen Manier, d. i. mit Ueberreibungen, fort. Zuweilen, besonders gegen das Ende, erheben sich angenehme Täuschungen, die man nicht ahnden konnte, die aber dem Ganzen einen bedeutenden Werth geben. Doch wünschte Rez. daß in Ansehung Mägdchens sich nicht ein zu sehr zu die Augen fallender Widerspruch gegen den ersten



sten Teil zeigen möchte. Dort hat man sie zwar als eine junge Person handeln gesehen, die aber so klug war, wie andere kluge im Zirkel menschlicher Gesellschaften auferzogene Mädchen, welche die Welt und ihre Konventionen kennen. Jetzt zeigt sie sich (im dritten Kapitel und so durch die ganze Erzählung) wie ein Kind, das im Ermentenhanse erzogen worden und nicht weiß, daß zwei Geschlechter auf Erden sind. Man lese S. 36. und belausche die Liebenden bei ihren übernatürlichen Küssen, und es wird mißfallen. S. 234. ist es übertrieben, daß Randchen in aller Unschuld sagt: wenn sie den Robert nicht heiraten könnte, so könnte sie doch seine Mätresse werden. — Dis sichts gegen eine Person, die nicht erst heute oder gestern unter die Damen eines Hofes kam, gar gewaltig ab.

Gern möchte Rez. seine Meinung über das Betragen Roberts gegen Heloisen, mit welcher er sich für seine Klugheit und hochgerühmte Entschlossenheit zu weit einließ, noch etwas sagen, wenn er nicht befürchten müßte, schon zu viel über Eitruch gesagt zu haben.

Zum Schluß nur noch zwei Bemerkungen. Die Art, wie Robert verwundet wurde, nemlich durch einen Schuß auf der Jagd, ist unnatürlich. Dis hätte an den Abenden, da er die dunkeln Gänge des Gebüsches durchwandelte, auf eine zu gedungenen Mördern sich mehr passende Art mit einem

einem Dolche geschehen können. Mörder in Gebüsch verwunden nicht auf eine hörbare Weise, wenn die Begleitung so nahe ist, wie hier. Auch würde es weit interessanter für den Leser gewesen sein, wenn Robert seinen Stand auf eine andere Art erfahren hätte.

Endlich kann Rez., die Meinung des Verf. S. 94., welche er über die Verheirathung seiner Tochter äußert, unmöglich unterschreiben; ihn dünkt, daß bei einer, gutgesinnten Eltern so wichtigen Sache, große Ausnahmen und Einschränkungen statt fänden.

Möchte übrigens der Herr Verfasser, für dessen schriftstellerisches Talent wir die gebührende Hochachtung haben, und dessen Herzen wir es ganz zutrauen, daß er nicht bloß vergnügen oder die lange Weile verkürzen, sondern auch nützen will, in Zukunft mit mehr Sorgfalt zu Werke gehen und dem Publikum nur solche Arbeiten mittheilen, die er selbst mit Kenneraugen gemustert, von unstatthaften Flecken gereinigt und zur nützlichen Lectüre nicht bloß für Männer und Weiber, sondern auch für Jünglinge beiderlei Geschlechts gesäubert hat!

Franz



Franz Bernhard der Heilige ge-  
nannt. Eine pragmatische Geschichte.  
Erster Band. Quedlinburg bei Ernst. 1794.  
352 S. in 8. (1 Athlr.)

Rez. nahm diese Schrift mit dem innigsten Vergnügen in die Hand, weil er darinn viel nützliche Belehrungen über häusliches Glück, Vermeidung herrschender Vorurtheile und manches, was für das wirkliche Leben in unsern Tagen sehr nöthig erheischtes Bedürfnis ist, zu finden kostete. Es ist ihm das allezeit eine wahre Erholung und Seelenspeise, wenn er unwillig die Unterhaltungen weggeworfen hat, wo die Helden der Geschichte schon vor tausend Jahren ihre Rollen spielten, und wo auf nichts als Sitten und Vorurtheile des damaligen Zeitalters angespielt wird. Weit ehrwürdiger ist ihm derjenige Mann, der für seine Zeitgenossen und Nachkommen sorgt, und die Bollwerke der Unvernunft, die unter uns noch da stehen, umzureißen strebt. Rez. fand sich auch in so fern in seinen Erwartungen nicht betrogen, als in dem vor ihm liegenden Buche manches enthalten ist, was unsre Beherzigung verdient, und welches, wenn es überall geltend wär, die Summe von Menschenglück ohnstreitig vermehren würde. Und in so fern ist er auch mit dem guten Willen des Verfassers sehr zufrieden, und wünscht daß derselbe in den folgenden Theilen, (denn er

verr

verspricht deren noch zwei seine gute Absicht nicht möge aus den Augen verlieren. Eins aber kann Niez. unmöglich bergen, weil es sich mit seinem moralischen Gefühl durchaus nicht vereinbaren will. Es läßt nehmlich der Verfasser Adalgunden, die Mutter seines Helden, die er allenthalben als ein Muster weiblicher Tugenden aufstellt, so gleich im Anfange der Geschichte den unedlen Fehler begehen, der die Geburt ihres Sohnes veranlaßt, ohne daß er dis für einen Flecken ihres Lebens zu halten scheint, wenigstens spricht er ganz triumphirend von dieser Sache und es hat das Ansehen, er halte dafür, denn Alles sey ganz recht geschehen, mit dem sie sich zu verbinden gezwungen wurde. So mußte der Verfasser auch nothwendig jener Begebenheit mit Tadel gedenken, wo sie von ihrem ersten Liebhaber ein nächtliches tête à tête im Garten annimmt, denn die Folge bewies es genug, wie dieses thörichte Unternehmen, das empfindlichste Uebel nach sich zog. Wenn ich einmal über Thorheit und Unvernunft kritteeln will, wie der Verfasser denn alles angreift, was sich mit seiner Vernunft nicht reimt, so wird auch von mir verlangt, daß ich der Hauptpersonen nicht schone, wenn sie auch meine Lieblinge wären. Stillschweigen darüber in einer solchen Geschichte scheint Billigung anzudeuten, und dis ist nichts anders als eine schlüpfrige Brücke für unerfahrene Wanderer, auf der ein unversuchter Fuß leicht gleiten kann.

Wir



Wir geben dem Verfasser seine eignen Worte in der Vorrede zu bedenken: „der Einfluß des Schriftstellers, eines Menschen, der laut und öffentlich spricht, geht immer weiter und schneller, als des stillen Hausvaters ruhige Wirksamkeit.“

Ueberdis ist noch übrig zu wünschen, daß der Verfasser sich über Manches nicht so weit ausgebreitet, das ist, geschwaht haben möchte; die Geschichte seines Helden geht bis in sein 1stes Jahr und doch fällt der 1te Teil schon 352 Seiten. So haben wir auch einige Unrichtigkeiten in der Sprache bemerkt, die der aufmerksame Leser finden wird.

Hans von Boyßen. Haupt und geheimer Oberer des Preussischen Bundes. Eine dialogisirte Rittergeschichte aus dem 15ten Jahrhundert. Thorn und Dessau bei Bollmer. 1 Theil. 1795. 272. S. (18 gr.)

Was den Leser gleich bei dem Anblick dieser Geschichte zurückschrecken könnte, ist das fast unüberschaubare Namenregister der in diesem Buche handelnden Personen. Dis macht sonder Zweifel eine jede dialogisirte Geschichte äußerst unangenehm, denn wo findet man das glückliche Gedächtniß, das da fähig wäre, die Namen und politische

sche

sche Verhältnisse der Personen, bei einem selbst aufmerkamen Uebersetzen, so bald zu behalten? Wenn man diesen, wie Mez. glaubt, mit Recht so zu nennenden Fehler ausnimmt, so muß er doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß die Geschichte, welche aus den Scenen des Krieges der deutschen Ritter wider den König von Polen, und wiederum aus den Gefechten der Portugiesen wider die Mauren und den Katalen geistlicher Orden gegen den portugiesischen Hof, an welchen sich Hans von Boyßen begab, hergenommen ist, nicht unter die schlechtesten Rittergeschichten gehöre. Sie ist nicht ganz im Geiste jenes Zeitalters geschrieben, liefert aber interessante Vorstellungen, welche denen, die an der Art Lektüre Behagen finden, wohl Vergnügen und Unterhaltung schaffen kann. Uebrigens wird der Erzähler der Geschichte nicht übel aufnehmen, wenn wir ihn fragen, von wessen Erfindung die Terzerole und das Schießpulver waren, welche Hans von Boyßen dem Don Carlos gab? — Das haben wir denn doch in einer Rittergeschichte noch nicht gelesen, was S. 191. Carlos zum Diego sagt: „Da Alter, setze dich in den Winkel — wenn du dich rührst, so drücke ich los.“ Zu den Zeiten des Columbus brannte man die Feuerröhre noch mit der Lunte ab, der Stein, dessen man sich jetzt bedient, ist eine spätere Erfindung, und gleichwohl trugen sich alle Vorfälle, laut eigenen Geständnisses



nisses des Verfassers, zwischen den Jahren 1410 bis 1421 zu. Bez. denke hier an das Bild jenes Mädlers, der den Abraham bei Isaaks Aufopferung mit dem Pistol in der Hand vorstellt.

**Pansalvin.** Fürst der Finsterniß und seine Geliebte — so gut wie geschehen. Germanien 1794. mit einem Kupfer 8. (1 Nthlr. 8 gr.)

Der Held dieser Geschichte wird als ein Mann vorgestellt, in dessen Seele ein unbegrenzter Ehrgeiz wohnte; nichts war ihm zu teuer, das er dieser brennenden Leidenschaft nicht sollte aufgeopfert haben. Meister in der Kunst sich zu verstellen, gewann er viele Personen von Bedeutung für sich, und brachte es endlich dahin, daß er der Günstling seiner Fürstin wurde, über die er durch die Macht der Liebe eine ganz besondere Gewalt erhielt. Nicht zufrieden der höchste begünstigte Liebhaber seiner mächtigen Gebieterin zu sein, strebte er auch nach einer Alleinherrschaft und brachte seine Monarchin dahin, daß sie ihm ihre Kriegsvölker ganz überließ und ihm das Regiment aller derer Länder als einem unumschränkten König verhiess, die er erobern würde. Diesen Gipfel eingebildeter Höhe erreichte er indessen nicht,

nicht, da ihn der Tod in seinen weitem Absichten hinderlich war. Diese in fremde Namen eingehüllte Geschichte scheint das Bild einer Wahrheit zu seyn. Indes muß Rez. gestehen, daß er darinn weit mehr gesucht, als gefunden hat. Alle vorkommende Begebenheiten sind Alltagsgeschichten und der Leser hat hier nicht das mindeste Interesse. Pansalvin, als Fürst der Finsterniß vorgestellt, bewies sich zwar schwarz und treulos genug, aber um den ihm beigelegten Namen ganz zu verdienen, hätten mehrere Begebenheiten seines Lebens müssen ausgehoben werden. Seines Gleichen giebt es genug in unsrer Welt, ja, es sind deren, die ihn noch weit übertreffen. Das Raisonnement des Verfassers über Herrscherspflicht und Menschenglück ist sehr gemein und es fehlt ihm ganz an der Gabe, den Günstlingen der Höfe den Spiegel auf eine solche Art vorzuhalten, daß sie vor sich selbst zurückschrecken müßten. Das Buch ist überdis voll Druckfehler, und so gern Rez. gelinde urtheilt, so muß er doch hierbei ausrufen: Was Gutes kann in aller Welt ein solches Nachwerk stiften?

Der

Jahn





Bereinigung zugethan wird, weil er ihren ersten Gemahl im Duell getödtet hat. Die Scenen haben nicht Verwicklung genug, daß sie eine angenehme Täuschung beim Leser oder Zuschauer erwecken könnten und manche sind sehr pöbelhaft, wie z. B. die Einführung der Schulmeisterin in das Gefängniß oder Hundeloch, welches bei einer wirklichen Aufführung des Stücks viel Widerliches verursachen müßte. Die Vorstellung des Briefs, der Jahre lang in des Schulmeisters Tasche gesteckt und den derselbe nicht gelesen hat, ist albern und kann unmöglich gefallen. Damit Rez. kurz seine Meinung sage: Das vor ihm liegende Schauspiel hält die Kritik auf keine Weise aus, und wird sein Stück auf der deutschen Schaubühne niemals machen.

**Belleida. Ein Zauberroman.** Leipzig  
in der Schäferschen Buchhandlung. 1795.  
164. S. 8. (18 gr.)

Rez. ist der Meinung, in welcher ihm sachkundige Leser ohne Zweifel beistimmen werden, daß unter allen Romanen keine so viel Anziehendes haben, als diejenigen, welche aus der fabelhaften Geschichte des Alterthums hergenommen sind, wo unter den gütthigen Naturmenschen



der Glaube an Zauberei und unerklärbare oder nach ihren Begriffen übernatürliche Begebenheiten herrschend war. Sie geben unserer Phantasie einen weiten Spielraum und erwecken der Seele eine Menge von Bildern, die sie mit einer schauerlichen Stille gern betrachtet und bei dem sie sich gern verweilt. Hieraus erklärt sich ohne Zweifel die Neigung, sich im erwachten Zustande so gern seiner nächstlichen Träume zu erinnern, weil Beschäftigung der Phantasie für den Menschen so viel Neuzendes und Angenehmes hat, daß er auch wachend gern träumt. Schriftsteller, welche ihre Leser in das romantische Land der Feen versetzen, haben ihre Selen ganz in ihrer Gewalt. Sie lesen nicht, sie verschlingen die Worte und legen das Buch nicht eher aus den Händen, bis sie das Ende sehen, das ihnen immer zu früh kommt. Für den Leser von Geschmack gehört freilich mehr, als die Erzählung wunderbarer Begebenheiten; der Schmuck der Rede, das Natürliche des Zusammenhangs, die glücklich gewählten Bilder und die mancherlei naiven Wendungen, die oft so passende Nebenbeeren erwecken, das alles muß zusammenkommen, wenn Leser von Kopf und Geschmack befriedigt werden sollen. Vereint gehört allerdings dieses hauptsächlich für Gedichte, und in dieser Rücksicht gefällt auch Wielands Oberon so sehr; allein auch in ungebundener Rede darf etwas, was man wohl Zauberschmuck nennen könnte, doch nicht

ganz fehlen, sonst würde es von trockener Geschichte nicht zu unterscheiden sein, und was für die Einbildungskraft geschrieben wird, muß einen kühnen Flug und das Gevräge, welches dem Inhalt angemessen ist, auch im Vortrage an sich haben.

Was den vor uns liegenden Zauberroman betrifft, der den Titel *Welleda* von der ersten und zweiten Erzählung, wie *Rez.* glaubt, mit Unrecht bekommen hat, (denn die sehr lange dritte Erzählung, die nach seinem Urtheil den Vorzug hat, behandelt ein andres Land, andre Zeiten und Personen und gehört zwar unter die Rubrik der *Zauberei*, aber nicht in die Geschichte der *Welleda*) so ist derselbe ziemlich gut geschrieben, denn die Erzählung ist keinesweges langweilig oder schleppend, auch zeigt der Verfasser viel Bekanntschaft mit der alten Geschichte und den Gebräuchen ihrer Völker. Um so mehr läßt sich das Buch nicht ohne Vergnügen lesen, denn Verstöße gegen Zeitrechnung und historische Thatsachen machen den, der Kenntnisse des Ganzen hat, leicht unwillig, daß er gegen den übrigen Inhalt mit Vorurtheilen eingenommen wird. Indesß kann *Rez.* nicht unterlassen, die Bemerkung zu machen, daß die Schreibart nicht aller Orten gleich ist. In manchen Stellen trifft man Präzision des Ausdrucks und eine Sprache, die dem Abenteuer angemessen ist, das sie darstellen soll. *Z. V. S. 64.* „*Waddiceens*

Phan:



Phantasteen durchkreuzten sich mit schwärmerischer  
 Wildheit; so unruhig hatte sie noch keine Fahrt  
 begonnen, selbst nicht die erste. Ihr Herz schlug  
 hörbar, und kaum konnte sie die Zeit erwarren, da  
 der langsam gleitende Kahn, dessen Lauf kein Ru-  
 dern beschleunigte, die Gegend erreichte, wo in  
 vortger Nacht die Schwäne badeten.“ Oft aber  
 findet man die Sprache weitschweifig, gedehnt und  
 unnatürlich matt, wo kräftiger Ausdruck, der al-  
 lein Gehör finden würde, statt haben müßte.  
 Z. B. S. 82. wo es zwischen Baodiceens Töch-  
 tern zu einer wichtigen Entscheidung kommen soll:  
 Schwestern, sagte am Ende Belleda, ich bin die  
 jüngste unter euch, aber der Vorzug, den  
 mir unsere Pflegemutter immer gab,  
 bereicherte mich vielleicht mit Kenntnissen die euch  
 noch fehlen. Erlaubet mir, das, was euch die  
 große Aurinie so oft sagte, nach meinen eigenen  
 Ueberzeugungen, nach den Vticken, die sie auch  
 mich in die Zukunft thun lehrte, zu bestätigen  
 u. s. w.

Wir könnten der Stellen noch mehr und  
 auffallendere ausheben, allein es mag genug sein,  
 um den Verfasser, der alle Anlage zum guten  
 Schriftsteller hat, aufmerksam zu machen. Un-  
 richtigkeiten des Ausdrucks haben wir ebenfalls be-  
 merkt. Z. B. S. 12. „Die jüngsten der Prin-  
 zessinnen weinten und rangen die kleinen Hände  
 zum Himmel, die Ältern verbißsen ihren Schmerz.  
 (Hier

(Hier ist nehmlich die Rede von Kengstlichkeit. Der Ausdruck findet nur statt, wenn vom Schmerze, der aus Jorn entspringt, die Rede ist.) -- S. 49. ist von Schiffern die Rede, welche unablässig die Wellen pflügten; dis ist durchaus poetisch,

Die drei in diesem Buche enthaltenen Erzählungen sind überschrieben. 1) Baodicea und Belleba. Sie ist aus der Geschichte Britanniens zur Zeit, da die kühnen Römer dasselbe überwältigten. 2) Der Riesentanz. Diese Geschichte gehört eben dahin. 3) Sam und Siuph oder die Kinder des heiligen Stiers. Eine ägyptische Fabel aus den Zeiten des Psamenitus.

---

Das Landmädchen, oder: Weiberlist geht über alles. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen. Nach Wicherley und Moliere. Von B. C. d'Arten. Schwerin und Wismar, im Verlag der Böhnnerschen Buchhandlung, 1794. 128 S. in 8. (8gr.)

Ein alter Amtmann kommt mit seiner Mündel, die er in kurzem heirathen will, nach Dresden. Hier sucht er, geplagt von der schrecklichsten Eifersucht, dieselbe vor Verführung zu verwahren, aber so wenig auch das junge Mädchen den Ton der



der Städte verstehen gelernt hat, so nimmt sie doch bald gute Lehre an, den Alten zu pressen und wird am Ende noch durch Hülfe seines Schwagers einem jungen Doktor zu Theil. — Der Werth dieses Stücks ist nicht sehr bedeutend und man vermisst den natürlichen Stufengang der Scenen des wirklichen Lebens, davon die Vorstellungen des Theaters doch einmal Nachahmungen sein sollen. Der junge Doktor wird eher verliebt, als er Gundschen gesehen hat; alles entspinnt sich zu geschwind, und das Betragen der jungen Herren gegen den Amtmann ist wenigstens Sont- heims und des Doktors ganz unwürdig, läßt sich auch damit, daß sie vielleicht den Amtmann für einen alten verliebten Narren hielten, nicht entschuldigen.

---

Margot oder das Mißverständniß.  
 Lustspiel in einem Act. von Fr. N.  
 Dessau 1794. bei Hofmann und Kompagnie.  
 61 S. in 8. (4 gr.)

Der Gegenstand zu diesem Stück ist aus den Reisen in die südlichen Provinzen von Frankreich entlehnt. Ein Fremder von adlicher Geburt hält sich mit seinem Bedienten eine Zeitlang in einem Bauernhause auf, dessen gutmüthige Bewohnerin und deren Niece den kranken Fremden so liebevoll  
 pfle-

pflegen, daß er nach seiner Wiederherstellung sich höchst ungern von diesen Personen trennen will. Nach einigen bei sich selbst bekämpften Vorurtheilen entschließt sich der Kavaller, um das Bauermädchen, dieses gute und unschuldige Kind der Natur, anzuhalten, allein sein treuer Konrad ist ihm schon zuvorgekommen. Der edle Herr rechnet ihm dies nicht zur Ungnade, sondern bestätigt seine Wahl und beschenkt die jungen Leute nach seinem Vermögen mit einer ebenmäßigen Ausstattung. — Die Ausführung dieses kleinen Stücks ist ganz gut gerathen; wenn der Schauspieldichter nur solche Gegenstände der Natur zeichnete, so wär die Schaubühne ein vorzügliches Mittel, die Menschen zu veredeln. Theaterstücke dieser Art lassen nach des Ditz. Geschmack alle andre zurück, denn hier finden den Verstand und Herz Nahrung.

Karl von N. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert. Eben so interessant, als lehrreich. Hildburghausen 1794. bei Johann Gottfried Hanisch. Erstes Bändchen, 198 S. Zweites Bändchen 173. S. 8. (18 gr.)

Das Ziel, welches sich der Verf. dieser Geschichte gesetzt hatte, kann wohl kein andres sein, als die Leser zu belehren; daß die Religion die sichere



sichre Bewahrerin vor Lastern und das Bewußt-  
 sein ihrer ausgerichteten Vorschriften die einzige  
 Quelle des Trostes und des unerschütterlichen  
 Muths bei Widerwärtigkeiten sei. So gut er es  
 nun auch vielleicht gemeint haben mag, und so  
 wenig man die Aeußerungen eines trefflichen Her-  
 zens im Laufe seiner Erzählungen verkennen kann,  
 so ist er doch bei weitem der Mann nicht, welcher  
 durch die hier angewandten Mittel eine große Absicht  
 erreichen wird. Sein Buch enthält nicht die  
 Lebensgeschichte eines Einzigen, wie man nach dem  
 Titel vermuthen sollte, auch finden wir das große  
 Interesse nicht darinn, das wir nach dem ausge-  
 hangenen Schilde hätten erwarten können. Da  
 das Ganze in Briefen behandelt wird, so durch-  
 kreuzen sich die mancherlei Erzählungen und der  
 Leser hat am Ende verschiedene Ansichten gehabt,  
 deren keine einzige ein großes lehrreiches Gemälde  
 darstellt, das ihn anziehen könnte. Der Held  
 der Geschichte handelt zwar immer mit, aber man  
 findet ihn nur bei den Schicksalen anderer thätig,  
 so daß wir glauben müssen, der Verfasser habe  
 noch ein drittes Bändchen zurück, in welchen man  
 die eigenen Schicksale des Karl von N. lesen  
 werde.

Die Charaktere, welche der Leser hier ge-  
 schildert findet, sind entweder übertrieben gut oder  
 häßlich und der Verf. versteht nicht die Kunst,  
 die Farben im gehörigen Lichte aufzutragen. Sei-

ne

ne ungünstigen Blicks, die er auf die neuere Philosophie und namentlich auf die kantische wirft, (die der Herr wohl schwerlich kennen mag) zeigen ihn als einen unkundigen Eiferer an. Spötter und Verächter der Religion und — denkende Köpfe sind ihm Synonyma, und die neuere Philosophie, deren Eigenschaften und Grenzen er aber ganz unbestimmt läßt, ist nach seiner Meinung an aller Ausartung des menschlichen Geschlechts im moralischen Leben schuld. — Die Schreibart ist sehr ungleich, inkorrekt und an Sprachfehlern findet man auch keinen Mangel. Der Dialog ist unnötig ausgedehnt und der Ton oft gar zu empfindlich. Wer an Mord- und Unglücksgeheimnissen Wohlgefallen findet, der lese das Buch, vielleicht findet er Interesse, wo Rez. keins finden kann.

---

Pfaffen = Nonnen = und Mönchs =  
Intriguen. Rom 1795. bei Franz  
Cesar Borgia. Mit einem Kupfer. 219.  
S. 8. (18 gr.)

Was der Leser hier zu erwarten habe, zeigt schon der Titel an. Es ist eine Reihe von Erzählungen verübter Mönchsgreuel, die in jedem gefühlvollen Menschen Entsetzen und Abscheu erregen.

Bor



Vorzüglich erfüllt die erste Geschichte, die des Pater Luzindo, den Leser mit Grausen und Entsetzen. Die übrigen sind ziemlich gleichen Inhalts und entsprechen dem Titel sehr gut.

Wahre Geschichte kann nun freilich ein Mez. in gewisser Rücksicht, wenn er keine andern Data hat, nicht kritisiren. Allein was die Absicht sei, solche gräßliche Kloster-scenen, die die Welt nun schon zum Ueberfluß hat, jetzt immer noch von neuem aufzutischen, kann man auch nicht errathen, denn der Unfug des 17ten Jahrhunderts, der in erzkatholischen Ländern mit unter getrieben wurde, findet unter uns nicht mehr statt. Man verschöre doch unser aufgeklärtes Deutschland mit solchen Aufstellungen, da die schlüpfrigen Scenen, welche geile Pfaffen veranlaßten, nur verführerische Spiegel für unsere Jünglinge und Mädchen sind! Uebrigens besteht das schriftstellerische Verdienst des Verf. darin, daß er seine Erzählungen in einem leichtem, muntern und fließenden Styl vorträgt und sich gegen die Keinigkeit der Sprache eben keine Verstöße schuldig gemacht hat.

---

Gedichte von E. W. Propper mann.  
Der Tod Gustav Adolfs, in zwei Büchern; Wittkind ein Fragment; der Osterkuchen; Bischof Venno von Denabrück;

brück; und vermischte Gedichte. Münster  
bei Hartvoet. 1794. (21 gr.)

Der Verfasser dieser Gedichte spricht in der Vorrede selbst so bescheiden davon, und gesteht so bereitwillig ein, daß es nur Vorübungen, Jünglingsarbeiten sind, daß man ihm seine Bitte, sie nicht nach dem Maaßstab der Vortreflichkeit zu beurteilen, fast gewähren möchte. Allein da man sich, wie er selbst weiß, in der Poesie nie mit Mittelmäßigkeit entschuldigen darf; weil in der schönen Kunst nur das Vortrefliche und der Vollendung Nahe seine Absichten erreichen kann: so darf sich die Kritik durch solche Aeußerungen der Bescheidenheit nicht bestechen lassen; und muß dem jungen Dichter, der so rasch mit seinen Produkten ins Publikum eilt, das nonum prematur in annum zurufen. „Die poetische Kunst, sagt der Verfasser selbst, ist keine Sache, die sich in einigen Jahren erlernen läßt; und der (wahre) Geschmäck läßt sich nur von einem reifen Alter erwarten; er hoffe daher, daß die Kritiker nicht sowohl das Gedicht, als den Dichter beurteilen werden.“ Das kann er aber billiger Weise nicht hoffen. Denn wenn er damit sagen will, daß sie von seinen Proben auf seine Anlagen schließen sollen, die er zur Hervorbringung vollkommenerer Werke habe oder nicht habe: so müßte er diese Bitte eigentlich an seine Privatfreunde thun; die,



die, welche neue Schriften öffentlich beurtheilen, müssen nirgends behutsamer sein, als wenn sie Probefstücke junger Dichter loben wollen; denn in den schönen Künsten kann jeder mit mittelmäßigen Anlagen etwas Mittelmäßiges hervorbringen, und auf wahres Genie und ächtes Talent kann nur von Meisterstücken mit Zuverlässigkeit geschlossen werden. Daraus, daß die Kunst schwer ist und reife Jahre erfordert, folgt vielmehr, daß Jünglinge nicht so rasch mit ihren Werken hervortreten und jene Zeit der Reife abwarten müssen. — Uebrigens charakterisirt der B. seine Gedichte sehr wohl, wenn er von ihnen sagt, daß sie sich nicht allenthalben gleich sind, und daß manche einzelne Stelle etwas Unpassendes für das Ganze habe; das dünkt uns selbst so, und es war von einem sechzehn oder achtzehnjährigen Jüngling auch nicht leicht zu erwarten, daß er das totum ponere des Horaz, oder die Kunst verstehen sollte, einen solchen Plan zu einem pragmatischen Gedicht zu entwerfen und auszuführen, worinn nichts fehlt, nichts überflüssig ist, und alle Teile in ihrer rechten, dem Gange des menschlichen Geistes, und der Natur der Sache angemessenen Folge entwickelt werden, und nach ihrer Wirkung für das Ganze mit reifer Kenntnis des menschlichen Herzens berechnet sind. — Die vier größern Gedichte sind so ziemlich in dem zu unserer Zeit beliebten Geschmack der Rittergedichte, und erzählen

len Begebenheiten aus der alten deutschen Welt. Diese Erzählungen sind indess keinesweges schlecht oder ohne Interesse; sie versetzen den Leser durch ein umständliches Detail oft in die Scene der Begebenheiten, und lassen ihn das Spiel der Leidenschaften mit lebhaften, nur oft mit zu grellen Farben sehen; überall schimmern gute Absichten und Gesinnungen hervor, und moralisch nützliche Lehren fließen ungezwungen aus der Geschichte; es fehlt dem Verfasser auch nicht an der Fertigkeit, sich wohl und stark auszudrücken. Doch, wenn man die einzelnen Gedichte und ihre Bestandteile genauer prüft, so muß man vieles von diesem allgemeinen Lobe abziehen; sie sind alle noch weit von wahrer Korrektheit und Ausbildung entfernt.

Die Geschichte von Gustav Adolfs Tode dünkt uns überhaupt gut, und mit Rücksicht auf die den Personen beigelegten Charaktere erzählt zu seyn; der Charakter des arglosen Gustavs, des heuchlerischen Herzogs, des alten treuen Hastendorfs, sind nicht übel gezeichnet; doch ist der Ton, worin diese Personen reden, nicht immer der besondern Beschaffenheit ihres Charakters angemessen; der Ausdruck ihrer Empfindung fällt oft ins Uebertriebene und Affektirte (die gewöhnliche Klippe anfangender Dichter!) z. B. wo Leublingen dem Hastendorf die Verrätherei gegen den König entdeckt. Wenn sich ein Paar treue Diener einen Anschlag auf das Leben ihres Herrn entdecken, so

geschichte



geschieht es, dünkt uns, nicht mit einem solchen Aufwand an Worten und Exklamationen; sie erschrecken nicht bis nahe zur Ohnmacht, und vergießen keine Fluth von Thränen; die Hoffnung, die Sache noch entdecken und verhüten zu können, bewahrt sie natürlich vor diesem Uebermaas des Schmerzes. — Auch schien es uns, daß Gustav bei so starkem Schein der Untreue, seiner arglosen Großmuth unbeschadet, etwas vorsichtiger hätte sein können; doch da es großen Selen nicht ungewöhnlich ist, in ihrer Großmuth und ihrem Vertrauen zu weit zu gehen, und da dieses Uebermaas von Herzengüte immer gewiß ist, zu gefallen, so kann man bis nach der Strenge nicht tadeln. — Gustav fällt endlich — nach der Vorstellung des Verfassers, womit jedoch die gemeine Erzählung der Geschichtschreiber nicht übereinstimmt, — durch die Hand von Verräthern in seinem eignen Heer; die Ursachen, die sie dazu bewegen, werden zwar S. 25. im Allgemeinen angegeben: sie müßten von den Feinden durch große Summen bestochen worden sein; und der eine habe sich, wegen einer alten Beschimpfung, am Könige zu rächen gesucht; allein die umständliche Entwicklung und Darstellung dieser Bewegungsgründe, des Ganges, den das Herz der Verräther, ihrem Charakter und den Umständen gemäß dabei nahm, bis sie sich zu der Greuelthat entschlossen — das wäre die eigentliche Einleitung

und

und Vorbereitung zu der Geschichte von Gustavs Worte; oder vielmehr, es wäre ein wesentlicher Teil dieser Geschichte selbst gewesen. Denn der pragmatische Dichter zeigt uns nicht bloße Thatsachen, sondern auch, und vornehmlich den Zusammenhang mit ihren Ursachen. Dafür aber giebt uns der B. mehr als eine weitläufige Beschreibung von allen den Vorbedeutungen und Wundererscheinungen, die vor der Schlacht bei Lützen, wo Gustav blieb, vorhergegangen sein sollen; es schien uns einmal (S. 19.) daß er darinn Shakespearen nachahmen wollte (als wenn der in allem nachgeahmt werden mußte!) und diese abergläubischen Dinge werden von den redenden Personen mit so viel warmer Theilnahme erzählt, als wenn gar viel darauf ankäme; am unschicklichsten scheinen uns die bänglichen Ahnungen des Königs selbst zu sein, die mehrmals gar unständlich angeführt werden. Dergleichen Stellen dürften bei schwachen Lesern \*) mehr Schaden

\*) Was Kez. an Dichtern, die mit Recht im Aufseher dieser Einsicht in die Natur stehen, an dem Verfasser der Emilie Galotti, des Todes Hermanns, oder auch dem Dichter der Odyssee, zu tadeln nicht wagen wird, das kann er darum doch nicht allen Dichtern mit dem Flaum am Sinn, für erlaubt halten. Wenn ein solcher Omnia und Beispiele von Divinationskraft schildert, so geschieht es nur, weil



thun, als die schongesagte Stelle S. 45. wieder gut machen könnte:

Zwar sagten wir dem Reich des Wahnes ab,  
 uns lös't kein Traumgesicht, kein Vogelzug  
 die straffen Sehnen, kein Komet! 26.

Der physischen Wahrscheinlichkeit ist der B. in dieser, so wie in den übrigen poetischen Erzählungen, nicht immer treu geblieben. Die ganze lange Geschichte von Gustavs Tode, die über sechzig Seiten füllt, wird einem kranken Offizier in den Mund gelegt, der diese Begebenheit aber nicht eher erzählt, als bis es so schlimm mit seiner Krankheit wird, daß ihm die Aerzte das Leben absprechen. -- Der Verfasser ist in diesem Stück besonders unglücklich, daß er seine Geschichte Personen in den Mund legt, die sie doch nun einmal, wenigstens so nicht, erzählen können. So erzählt e in K n a b e die traurigen Schicksale des in der Nacht umherirrenden Venno, und reflektirt darüber,

weil er dergleichen bey andern Dichtern gefunden hat, und weil sie ihm eine schöne Gelegenheit zu pathetischen Beschreibungen des Wunderbaren scheinen; er protestirt aber zugleich, daß er damit nicht Verzicht auf die Aufklärung der Zeit thue, die bekanntlich dergleichen weit von sich wirft. —

Februar 1795.

3

über, wie ein Alter; ja sogar, wie es S. 182. ausdrücklich heißt: »mit fester Stimme, tief empfindend.« Der B. lerne doch die Kinder kennen; dann wird er auch das Unschickliche einsehen, daß das herzogliche Knäblein, S. 124. der Kaiserin schon so galante Komplimente macht, als kaum ein alter Hofmann.

Das Gedicht Wittelind, ob es schon nur bloßes Fragment eines größern epischen Werks ist, und hier und da eine matte Stelle mit unterläuft, hat uns doch unter allen am besten gefallen; denn hier ist die poetische Wahrscheinlichkeit minder beleidigt; hier finden sich weniger Auswüchse und müßige Tiraden; hier stimmen die einzelnen Teile besser zusammen; und die Charaktere sind stärker und konsistenter gezeichnet; der alte Thorpil, ein deutscher Nestor, der andere alte Weise, der allgemeine Liebe Gottes und der Menschen predigt, und für seinen Deismus den rachsüchtigen Priestern in die Hände geräth; Valder und Wittelind sind gut angelegte und nicht gemeine Charaktere; endlich ist auch hier die Sprache natürlicher, und minder declamatorisch, als in den übrigen Gedichten. — Herr Broxtermann hat einen Plan zu einem größern epischen Gedichte von Wittelind entworfen; die Geschichte dieses Fürsten scheint auch uns ein sehr brauchbares Sujet für ein längeres episches Gedicht werden zu können, und wir wünschten da-

her



her dem *B.* die gehörige Maße zur Ausführung seines Entwurfs; doch wünschten wir zugleich, daß er sodann, außer dem Studium der epischen Kunst überhaupt, in seiner Sprache noch mehr zu dem natürlichen Ausdruck zurückkehren, und statt des jambischen Unverses, den Hexameter versuchen möchte.

*Bischof Venno* enthält einige gute Stellen, insonderheit eine gute Romanze; aber das Interesse fällt nur auf einzelne Teile, und das Ganze hängt übel zusammen. Das Stück enthält insonderheit viel müßige Malerei und leere Worte, 3. B. S. 175.

Die Geschichte von dem Osterkuchen scheint uns sehr kleinlich und sehr unwahrscheinlich. Kaiser Otto giebt am Osterfeste den Großen des Reichs, den Fürsten, Rittern u. ein Traktament, wobei auch seine Gemahlin und ein kleiner Fürst *Knabe* mit zur Tafel sitzen. Es wird ein Kuchen aufgetragen; der Knabe steigt der Kaiserin auf den Schooß, langt auf den Tisch nach dem Kuchen, und bricht sich ein Stück davon ab. Gleich kömmt der Truchseß, schlägt den Knaben mit seinem Stabe so hart auf den Kopf, daß das Blut daran herabströmt; nicht sowohl um den armen Knaben zu strafen, als aus Groll gegen dessen Führer oder Hofmeister, *Heinrich von Kempen*. Dieser aber geräth in Hitze, wirft dem Truchseß einen silbernen Teller an den Kopf und

tödtet ihn damit auf der Stelle. Der Kaiser nimmt bis nun natürlich sehr übel, will den Heinrich festnehmen und unverzüglich hinrichten lassen, und ist durch keine Bitten zu bewegen, ihn nach ordentlichem Rittergebrauch erst verhören und über ihn Recht sprechen zu lassen — bis endlich Heinrich wieder in Wuth geräth, den Kaiser anpackt, weiblich bläuet und zerzaust. Da besinnt sich der Kaiser, daß er Unrecht gethan, ihn im Zorn verdammt zu haben, vergiebt ihm alles und ist wieder sein bester Freund. Das ist ja wohl ein rechtes Wunder!

Die vermischten Gedichte endlich, deren überhaupt nur wenige an der Zahl sind, wofür nicht viel sagen. Es ist darunter auch eine plattdeutsche Romanze, und ein westfälingsches Vaterlandslied, das einige gute Strophen hat, im Ton des bekannten Rheinweinesliedes von Claudius. Nur wissen wir nicht, warum der B. Hermannen oder Arminius zum Westfälinger macht; unsres Wissens war er ein Cherusker; die Cherusker aber wohnten weit östlich von der Weser. Ueberhaupt scheint der Verfasser darinn viel zu setzen, daß er seinen Patriotismus nicht für sein deutsches, sondern sein westfälisches Vaterland äußert; er scheint nach der Ehre zu streben, ein klassischer Dichter, nicht der Deutschen, sondern der Westfälinger zu werden. S. 212 heißt es:

Dem



Denn wir sind deutsch, und was noch süßer tönet,  
wir sind Westfälinger.

Westfalia, du Name, der die Seele  
mit Thatendrang erfüllt!

wo schlägt ein Herz, das nicht bis an die  
Kehle

bei deinem Klange schwillt?

So viel von den besondern Klassen dieser Gedichte. Was den Ausdruck in denselben, besonders in den vier längern und erzählenden betrifft, so sind wir nicht allerdings damit zufrieden; zwar weis sich der V. meist deutlich und stark auszudrücken; aber diese Deutlichkeit ist nicht immer dichterisch, und diese Stärke ist nicht immer leicht und lichervoll genug. Es giebt in der prosaischen Schreibart kühne und neue Ausdrücke und Wendungen, die da zur rechten Zeit ihre gute Wirkung thun; allein man glaube nicht, daß man nur diese neuen Formen und Kraftwörter gebrauchen dürfe, um seinen Styl poetisch zu machen; sie machen die Sprache rednerisch, und geben ihr den Schein von Adel und Würde; aber sie machen die Rede lange nicht lebhaft, sinnlich, darstellend genug, wie sie dem Dichter brauchbar ist. — Man merkt den meisten unserer neuesten Dichter und selbst vielen Prosaisken ein starkes Bestreben an, alles was sie zu sagen haben, in neuen Formen und Wendungen zu sagen; allein ihr Styl wird dadurch oft dunkel, schwersällig und affektirt.

Jede

Jede Sprache hat ihren eigenthümlichen Gang, ihre eignen Redensarten und Wortfügungen, von denen der gute Schriftsteller nur selten und nie ohne Noth abgeht; wer es thut, der bringt seine Schreibart um die unentbährlische Tugend der Leichtigkeit, ohne die kein Buch lange und allgemein gefallen kann. Dis Bestreben sieht man auch dem W. dieser Gedichte an; oft geräth ihm zwar sein Versuch, neu und nachdrücklich zu sein, und er kömmt darinn zuweilen dem großen Dichter, der hierinn sein Muster gewesen zu sein scheint, Schickseln, nahe, wie z. B. folgende Stelle zeigt: S. 19.

Der Schoof der Zeit, an Mißgeburten jezt  
so fruchtbar, kreist mit einem Ungebeuer  
von Laster, das im allgemeinen Krampf  
der schauernden Natur aus Licht sich drängt.

wiewohl es eben nicht der Eryl ist, was wir an diesem vorrestlichen Schriftsteller am meisten schätzen; allein oft verleitet dieses Bestreben unsern W. sonderbar, abenteuerlich und schwülstig zu werden; z. B.

Trübe Nacht umlagerte  
den stolzen Himmel seiner Stirn. S. 44.

Was vom Leben in mir war,  
erwählte sich empor.



Ein andermal wird unser Verf. wieder zu gemein, und sinkt unter die reine Prose herab; S. 122.

Ein Herzoglein, ein Bübchen; dem war die Kaiserin mit ungemainer, wunderbarer Huld gewogen.

Dahin gehören viele komische und platte Worte und Formen, z. B. des stillen Hüttleins Bewohner, heuer, überzeugen that es nicht. *ic.* Insonderheit glaubt der V. seinen Styl durch altdeutsche Worte und Wortfügungen zu schmücken, und entschuldigt den etwa zu häufigen Gebrauch dieser Archaismen mit seiner Vorliebe zu altdeutschen Dichtern (Vorr. S. 8.) allein der Gebrauch des Alten dieser Art erfordert viel Geschmack und ein sorgfältiges Maas, sonst wird das Kolorit des Stylls nicht antik, sondern altväterisch, nicht poetisch sondern fremdartig und unverständlich; z. B. hätt' statt hatte, gülden statt golden; ohn, statt ohne, fahn statt fangen; eine That in seines Herzens Tabernakel aufheben; verjähren, statt erwiedern; *ic.*

Die Versart, die in den größern Gedichten der Sammlung gewählt ist, ist die jetzt so beliebte und so leichte fünffüßige jambische. Diese Wahl scheint dem Rez. nicht glücklich zu sein;

sein; nach seinem Gefühl hat diese Versart sehr viel Monotonisches und Schwerfälliges; und scheint ihm höchstens in didaktischen Gedichten anwendbar; für Gedichte von viel Empfindung sind die reinen Jamben zu matt und einformig, und für epische oder erzählende zu langsam und feierlich; zugeschwärzen, daß der jambische Vers im Deutschen nie rein sein kann, weil wir viele reine Daktyle haben (wie feierten, herrlicher) die sich nicht ohne großen Zwang zu Jamben machen lassen; überdis hat dieses sonderbare Metrum weder Cäsur, noch ein Merkmal, woran das Ohr die Beendigung eines jeden einzelnen Verses und also sein bestimmtes Maas gewahr werden könnte: weder der Reim, noch die Abwechslung eines männlichen und weiblichen Schlusses, (wie es sonst thaten) noch der Gebrauch, mit jedem Verse einen Satz, wenigstens ein Hauptglied (Kolon) des Satzes zu schließen — noch sonst etwas zeigt dem Zuhörer an, wo sich jeder Vers anfängt oder endigt. Worinn besteht denn also dis Sylbenmaas? darinn, daß Kürzen und Längen abwechseln? Das thun sie ja ins Unendliche. Warum teilt man denn das Ganze in Reihen von 5 Füßen, und nicht in 15, in 25? Denn das wird den Vers und die Deklamazion im Geringsten nicht ändern. Wir wünschen daher, daß man endlich diesen Nichtvers, dessen Wesen ehemals der Reim ausmachte, und der ohne Reim



Reim gar nichts ist, verlassen und ihn gegen andre Sylbenmaße vertauschen möchte, die mehr Mannichfaltigkeit haben, um sie dem verschiedenen Gange der Empfindungen anzupassen, und dadurch jene leisere aber sehr reizende Musik in die Sprache zu bringen, die eine der größten Schönheiten der Dichtkunst ist.

Was wir bisher aus diesen Gedichten angeführt haben, waren meistens Besetze des Tadel, wozu uns das unangenehme Geschäft der Kritik nöthigte; doch um auch das Gute, was wir an ihnen gerühmt haben, zu beweisen, und unsrer Anzeige allen Schein der Parteilichkeit zu benehmen, sind wir unsern Lesern auch eine der wohlgerathenen Stellen schuldig, woran es, wie schon gesagt, in diesen Gedichten keinesweges fehlt. Es sei die Anrede Gustav Adolfs an sein Heer vor der Schlacht bei Lützen, S. 12.

Seid hochgemuth, ihr Brüder! wach und brav,  
wie ihr es immer wart; noch einmal hat  
in ihrer Todeswuth die Tyrannie  
sich aufgerungen, immer mächtiger  
naht Pappenheims und Friedlands Heereskraft.  
Den Stolzen abndets nicht, daß ihrer Zahl  
Verdoppelung an Treudigkeit auch uns  
verdoppelt; stärker strebt der Palme Wuchs  
dem stärkern Druck entgegen, größer wird,  
bei größerer Gefahr des Tapfern Herz.  
Mich deucht, ich seh' euch dort vernichtend schon

in

in ihre Glieder brechen. Jeder Held  
 das Nacheschwert in der gehobnen Faust  
 ein Wetterstrahl, bei dessen Schläge Schreck  
 die unabsehbarn Sklavenreihn durchzuckt.  
 Vergebens raset Friedland. Diesen Schreck  
 besüßt kein Trommelschlag, kein leeres Wort  
 des Feldherrn, der umsonst verspricht und droht.  
 Sie wanken, weichen, ihre Zahl vermehrt  
 die mörderische Verwirrung ihrer Flucht.  
 Dann kairische, dann verhülle sich vor Schaam  
 und Ingrimm Ferdinand, verfluche den,  
 der gegen Freiheit und Gerechtigkeit  
 die eitle Fehde seinem Hochmuth rieth,  
 und rufe spät gewißigt seinem Sohn  
 und allen Königen der Folgezeit,  
 die große, bluterkaufte Wahrheit zu:  
 das Freiheitsglut, bewahret und genährt  
 durch Brudereinigkeit, ein Feuer ist,  
 das zu vertilgen, die verschworne Macht  
 der Ferdinande sich umsonst zerreibt.  
 Erhöhe sich der Erdkreis gegen uns,  
 wir könnten uns nicht fürchten. Furcht geizmet  
 dem Knechte, der von keinem Lehne weiß,  
 als seinem Sold' und Plünderung, nicht ihm,  
 dem im Gefahr und Tod dein ehrner Schild,  
 Gerechtigkeit! voran blizt. Wären auch (euch?)  
 an Tapferkeit und Muth die Feinde, nicht  
 an Menge bloß, gewachsen, tobten sie  
 den Sternen und dem Meeresrand an Zahl,  
 an Furchtbarkeit den Todesengeln gleich,  
 was wär' es? Gott mit uns, wer wider  
 uns?

Die



Die Menschheit in besondern Zügen; in  
 Briefen eines reisenden Philosophen,  
 zur Beförderung des wahren Menschen-  
 glücks aufgesetzt und als Pendant zu  
 Salzmanns Karl von Karlsberg zu be-  
 trachten. 1795. 1ster B. 240 S. 2ter  
 B. 223 S. 8. Leipzig in Commission  
 bei Vöttinger. (21 gr.)

Man hat es zeither gar nicht an Schrif-  
 ten fehlen lassen, in welchen den in den letztern  
 Decennien herrschend gewordenen Lastern und Feh-  
 lern des Zeitalters oft mit Nachdruck entgegen ge-  
 arbeitet worden ist. Einige solcher Schriftsteller  
 besaßen eine tiefe Menschenkenntnis und gründe-  
 ten hierauf in einem würdevollen eindringenden  
 Vortrage ausführbare Vorschläge zur Verbesserung,  
 andre nahmen die Menschen nicht wie sie sind, son-  
 dern wie sie sein sollten, noch andre und bei wei-  
 tem die mehresten verfielen in den Fehler der Ein-  
 seitigkeit, und der von ihren Bemühungen zu er-  
 wartende Nutzen konnte daher nur sehr gering  
 sein. Uebrigens hatten alle das mit einander  
 gemein, daß ihre Absichten die besten, die vorge-  
 schlagenen Mittel aber zur Abhelfung der Miß-  
 bräuche gewöhnlich nicht genug überdacht, und  
 der jedesmaligen Lage der Sachen nicht ganz an-  
 gemessen waren. Auch dem Verfasser oder vielmehr  
 dem Herausgeber des vorliegenden Werks —  
 denn

denn nach S. 100 hatte der B. sein Werk nicht zum Druck bestimmt — kann man es nicht absprechen, daß er es mit seinen Zeitgenossen sehr gut gemeint habe. »Wie glücklich war ich — so sagt er — wenn ich das Wenige, so ich hier über Wohlthätigkeit und Menschenliebe schrieb, jedem meiner Mitbrüder laut ins Ohr rufen, und ihre Herzen empfänglicher für die sanften heilbringenden Einflüsse dieser himmlischen Tugenden machen könnte!« — Das Ganze besteht aus Briefen, die ein gewisser Eduard von Waller, auf einer Reise, an seinen Freund schreibt. Das Originelle seines Reiseplans giebt er übrigens S. 8 an: »Länder, Städte und Höfe nebst allen ihren sehens- und bemerkenswürdigen Aussehen sind für mich nur gleichsam von Ungefahr da; ich reise um Menschen, nicht Länder, Städte und Höfe kennen zu lernen, und nur in so fern, als letztere mit ersteren in einer unmittelbaren Verbindung stehen (?) sind sie mir bemerkenswerth. — Diesemnach enthält nun das Folgende nichts als Raisonnement über gewisse zu unsern Zeiten fast allgemein gewordene Mängel und Fehler, über verderbte Sitten, Klagen über Mangel an Menschenliebe und Menschlichkeit, Bemerkungen über Hofkabale, Luxus, Nezensenten, Ahnenstolz, übertriebene Gewittersucht, Erziehung, Spielsucht, Ehre u. d. m. Die kurze Beschreibung der Reise selbst dient dem B.

nur



mir zum Besitze um seine moralischen Meisterstücken mitzutheilen. So heißt es B. 2. S. 49.  
 „Heute Vormittag kam ich hier an und gieng, bis (bis) mir mein Zimmer angewiesen wurde, in die öffentliche Gaststube. Hier sah ich ein Buch auf dem Gesimse des Zimmers liegen. Ich nahm so leichtes und fand, daß es \* \* \* der so allgemein beliebte Roman war; und dies gab mir die Veranlassung, dir meine Gedanken und Meinungen über gute und schlechte Romane zu sagen.“

Der Vortrag selbst ist sehr gedehnt, wortreich und tautologisch. Zur Probe lese man nur sein Urtheil über den jetzt so verderblichen Luxus, hauptsächlich S. 52. 53. und man findet auf allen Seiten Beweise davon. Dem allen ohnerachtet kann man dieses Buch vor vielen Zeit und Geist tödenden Romanen und Modeschriften zur Lectüre empfehlen; denn wenn es gleich schon oft gesagte Wahrheiten wiederholt, so können sie doch nicht oft und nachdrücklich genug eingeschärft werden, und wenn gleich das äußere Gewand eben nicht das reizendste ist, es auch an Druck- und Sprachfehlern nicht fehlt, so verdient doch die gute Absicht gewiß keinen Tadel. Es lassen sich freilich gegen manche Stellen nicht unerhebliche Einwürfe machen, und von manchen Vorschlägen ist

re Unausführbarkeit beweisen, wenn dazu hier der Ort wär.

Merkwürdige Prophezeihungen oder Geschich-  
te der Welt von A bis Z. Gefunden  
bei einem alten Eremiten in Pohlen.  
1795. 120 S. 8v. Quedlinburg bei  
Ernst. (8 gr.)

Rez. zweifelt mit Recht, ob je ein tollereres  
Produkt des menschlichen Geistes die Presse ver-  
lassen habe. Da indeß nach S. 22 ein Krämer,  
der seine Unwissenheit im Büchermachen selbst ge-  
steht, Verfasser, und ein verdorbener Kandidat  
mit einem Pferdegedächtniß S. 22.  
Verbesserer ist, so läßt sich freilich nichts Kluges  
erwarten. Soll Rez. dieses Urtheil mit Belegen  
bestätigen, so fällt es ihm in der That recht schwer,  
aus dieser Mißgeburt des menschlichen Witzes, nur  
erträgliche Stellen zur Probe auszuheben. Doch  
warum da lange suchen, da ja gleich der Anfang  
das non plus ultra litterarischer Jämmerlichkeit  
ist. Man höre nur: „Man sagt im Spruch-  
worte, daß es nirgend bunter hergehe, als in der  
Welt; aber in der That, es geht mit dieser Bun-  
theit weit. — Was Alles wird nicht ge-  
träumt, gedacht, behauptet, erlogen und widerlegt?  
was wird nicht geliebt, gemordet (?) und  
be-



besonders gestohlen (!!) — Was nun besonders das Stehlen betrifft, so scheint die Neigung dazu mit der Natur des Menschen so innig verwebt zu sein, (??) daß wahrscheinlich das letzte Schelmstückchen, das am Ende der Welt oder am jüngsten Tage noch ausgeführt wird, ein Diebesgriff ist.“ (Ei, ei, verstehst du auch, was du da schwachest?) — Nun auch eine Probe von dem Wize des V. S. 29. »So lange Ihr Schimmel noch knien, und meine Stute die Ohren noch regen kann, wollen wir leben bleiben. Sollte es aber endlich zum Sterben kommen, so werden die Todtengräber und der Schinder um vier gute Meser gepresst.“ — Man sehe auch zum Ueberfluß noch S. 72. 73. und S. 115. »das Herz zerschmolz ihm vor Mitleid wie eine Scheibe Butter an der Sonne.“ Fragen unsre Leser, was das für Zusammenhang mit einer Prophezeiung habe, so müssen wir darauf antworten, daß S. 1 dieses Buchs bis 74 die fade, witzloseste Erzählung einer Reise durch Polen, auf welcher bei einem Adepten ein Buch mit Weissagungen gefunden wurde, enthält. S. 74 bis 113 folgt der Inhalt dieses Buchs in Bildern und hin und wieder im dunkeln Orakelton. — Der Verfasser des Ganzen scheint irgend ein politischer Kannengießer zu sein, der seine Meinung über die gegenwärtige Lage der Dinge und ihre Folgen der Welt gern bekannt machen wollte. Indeß, um  
mit

mit seinen eignen Worten S. 109 zu reden: „wenn der größte Theil der Bücher lesenden Menschen vernünftig ist, so mag der schlechte Buchmacher seinen Dreck so stark machen wie er will und kann, abkaufen wird ihm den Dreck keiner um einen rothen Sechser.“

Ja, Herr Verfasser, das ist unsre Meinung auch! —

Gerettete Papiere (Papiere) aus den Ruinen des Schloßes Ulmenhausen. Leipzig in der Wäckerischen Buchhandlung. 1794. 375 S. 8v. (1 thrl. 4 gr.)

Was werden unsre Romandichter doch noch für Titel erfinden, um Käufer zu ihren Werken herbei zu locken! Seit der Zeit, daß der Geschmack an Erzählungen aus den Mitterzeiten gesunken ist, sucht man ihnen durch neue, viel versprechende Aushängeschilder, Abnehmer zu verschaffen, und der Erfindungsgeist solcher Schriftsteller zeigt sich nirgends größer, als in Erfindung neuer Titel. Hätte der V. des vorliegenden Werks seinem Buche etwa den Titel: „Herrmann von Hoheneichen und Agnes von Ulmenhausen, eine Geschichte aus den Zeiten der Wehngerichte“ gegeben, so würde jeder wohl sehn, was er hier zu erwarten hätte, nehmlich, was unsre Leser nun schon wissen können,

ei





Es ist so Geist des Zeitalters, ist die gewöhnliche Entschuldigung, aber, möchte man ihnen mit Götze zurufen,

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,

Das ist der Herren eigener Geist

In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Zu diesen Annahrlichkeiten kommen noch die vielen Uebertreibungen, die oft eine gewisse Unkunde der Zeit voraussetzen. Dahin gehört unter andern das Urtheil über das Behmgericht S. 22. „Jeder Schein von Verbrechen wurde von ihnen aufs strengste untersucht, und Lein Hubsstück blieb ihren allsehenden Augen verborgen, und wenn es in der Mitte Punkt der Erde vollbracht worden war.“ Gegen Anlage und Gang der Geschichte ließen sich noch Einwürfe genug machen z. B. daß der kluge, aufmerksame und tiefersuchende Kuprecht, der doch selbst Beisitzer des Behmgerichts war, den strafbaren Uwald, den er als einen solchen erkannt hatte, nicht eher dem heimlichen Gericht überliefert, als nach vollbrachter Schandthat; hatte er nicht schon bei Zeits Verhör S. 235 Fug und Recht genug dazu? aber dann wären freilich 375 Seiten nicht gefüllt worden. — Der Leser bleibt bis zum letzten Vogen in der Erwartung, daß durch Hermanns Verbindung mit Agnesen, und endliche langverdiente Bestrafung Uwalds der Knoten der Geschichte noch

erträgt



erträglich werde gelbset werden, aber nein, erst muß Ubaldo noch Hermannen ermorden, ehe er mit seinem Helfershelfer dem rächenden Wehngericht überliefert wird, und Agnes vor Schmerz und Verzweiflung sterben, ehe der Leser zu Athem kommen kann. — Kurz, Verrätheret, Mord, Giftmischeret, Entführungen, Begung des Freigerichts, Turniere, Weineide u. s. w. wechseln in so buntem Gemisch mit einander ab, daß, erstirte nicht bereits ein Ritterroman aller Ritterromane, wie diesen dazu vorzuschlagen kein Bedenken tragen würden. Wir bedauern den Verf. daß er sich mit einer solchen Arbeit befaßt hat; denn er verräth nicht gemeine Anlagen, aber auf diesem Felde, das die Schreibsücht unsrer Zeit so ausgehungert hat, wird er sie unmöglich bearbeiten und ausbilden können. Seine Orthographie können wir übrigens unmöglich billigen. Er schreibt: Kayser statt Kaiser, Reysen statt reisen, Büse statt Büße, im Kreffe statt Kreise. — Außerdem findet man noch Druckfehler die Menge, die dem übrigens guten Papier und Druck eben nicht zur Zierde gereichen. Das Titelkupfer von Schonau und Seiffert ist schön, doch erreicht es das C. v. g. aufgestellte Ideal nicht.

Die unruhige Matrone von Pfyre  
 mo. (Seitenstück) zum 1. ten Ueberrall und  
 Dir:

K 2

Nirgends, aus dem dreizehnten Jahr-  
 hundert. Prag und Leipzig bei Albrecht  
 und Komp. 1795. Mit einem illumini-  
 rten Titellupfer. 235 S. 8. (20 gr.)

Eine ganz gewöhnliche Geislergeschichte, und  
 vollkommen würdiger Pendant zum alten Ueber-  
 all und Nirgends; wahrscheinlich haben auch beide  
 nur einen Verfasser, wenigstens scheint Plan, Styl  
 und Ausführung zu dieser Vermuthung uns zu be-  
 rechtigen. Die Liebhaber des Wunderbaren und  
 Unnatürlichen finden hier volle Nahrung; an be-  
 friedigende Entwicklung und Auflösung ist indeß  
 nicht zu denken, und die S. 204 gegebenen Hin-  
 gerzeige, und die endliche Erklärung der Martrone  
 selbst am Schluß, klärt bei weitem noch nicht alle  
 Dunkelheiten in ihrer Geschichte, und in ihrem Ver-  
 halten auf. — Auch Graf Ulrichs Geschichte ist  
 so wenig beendigt, als die ganze Episode des  
 Grafen Liebchaft mit Birten, unglücklich einge-  
 flochten ist. Sollen dergleichen Einschübsel nicht  
 ohne Wirkung auf den Leser sein; so müssen sie  
 schicklich in die Geschichte des Ganzen verwebt wer-  
 den, und können, ohne den Eindruck des Ganzen  
 zu schwächen, nicht von demselben getrennt sein;  
 sie müssen aber auch in der Auflösung des Ganzen  
 mit verflochten sein; wenn sich eins entwickelt, darf  
 das andre nicht dunkel bleiben; und der Leser muß  
 beim völligen Schluß einer Geschichte von den  
 Schick-



Schicksalen der handelnden Personen, so fern sie zur Beendigung des Ganzen und zur Entwicklung beitragen, unterrichtet sein; sonst wird die Erwartung unangenehm getäuscht, aller Eindruck geht verloren, und man sieht sich gedrungen, ein solches Werk für unvollendet zu erklären. In wie fern dieser Grundsatz hier angewandt werden könne, wird der aufmerksame Leser bald sehn. — Um indeß noch eine Probe von der Schreibart des W. zu geben, teilen wir unsern Lesern folgende Stelle mit. S. 172 heißt es: „Graf Ulrich war anfangs nicht sogar wohl zu Muth beim Anblick so vieler Herrn und Ritter, die auch hatten, etwas unter den Daumen zu schieben, und er sahe weidlich Birien in die Augen, obwohl sie wohl sich seitwärts verliesen; — und was das galante betraf — das war bei dem Frauentzimmer des Hofes auch wohl im Schwange.“ — Ob man übrigens beaugapfeln statt ansehen, und Pantamine statt Pantomime sagen könne, mag der W. verantworten.

---

Hermann Arminius oder die Niederlage der Römer. Mit dem Motto: Dulce et decorum est pro patria mori. 1ster T. Leipzig bei Barth.

1795.



1795. mit einem Titeltupfer, 378 S. 8.  
 (I. Bthl.) aus dem D. des Augustinus C. 1.  
 Des Widerspruchs ohnerachtet, welchen die  
 sogenannten historischen Romane in unsern Zeiten  
 gefunden haben, erscheinen doch noch von Zeit zu  
 Zeit dergleichen Produkte, und werden von dem  
 größten Theil des Publikums mit Beifall aufge-  
 nommen und gelesen. Wenn nun auch die gleich  
 kein Beweis weder für noch wider ihre Güte ist,  
 so hilft es doch wenigstens dazu, ihre Anzahl zu  
 vermehren, denn Schriftsteller und Verleger hören  
 in diesem Falle nicht auf die Stimme der Kritik,  
 sondern folgen ihrem Interesse. Indes scheint  
 sich doch die Mehrheit der Stimmen für die Zu-  
 lässigkeit dieser Dichtungsart zu vereinigen, und wir  
 bitten unsre Leser, hiebei das zu vergleichen, was schon  
 Lessing in seiner Dramaturgie 1. T. über den Roman-  
 dichter überhaupt, und von Blankenburg in seinem  
 Versuch über den Roman, bemerkt haben. Lesens-  
 werth ist auch in dieser Hinsicht ein Brief des H. Conr.  
 Fischer in Hirschberg an den H. D. Fesler in Karolath  
 über den historischen Roman, deutsche Mon. Schv.  
 1794. Jan. S. 66. u. f. Wir teilen daraus  
 folgende recht eigentlich hieher gehörige Stelle mit;  
 sie ist zum Theil aus Blankenburgs Werke ent-  
 lehnt: Das Ganze ist nicht Historie, sondern  
 historischer Roman; es ist nicht trocknes Resultat  
 der Geschichtsforschung, sondern philosophisch rich-  
 tiges



tiges Resultat der Menschenforschung; nicht geist-  
 lose Angabe der nackten Thatfachen, res ist beleh-  
 rende und ergößende Anzeige der Ursachen und  
 Wirkungen moralischer Phänomene. In der  
 Form ist also die ästhetische die Hauptrück-  
 sicht, in der Materie die psychologische. In diesen  
 Rücksichten muß er nur beurteilt werden; in die-  
 ser hat man ihn größtentheils — sei es, um sich  
 ein ernsteres und gründlicheres Ansehen zu geben,  
 oder um den Punkt zu verrücken — nicht beur-  
 teilt. Man hat die Rolle des Solon gegen den  
 Thespis gespielt; man hat ihn als romanhafte  
 und verfälschte Geschichte, nicht als historischen  
 Roman angesehen, und unter diesem Titel, wie  
 billig, verdammt. — Wir sind indeß weit  
 entfernt, uns in einen Streit einzulassen, über  
 den, unsrer Meinung nach, die Akten noch nicht  
 geschlossen sind, aber das können wir nicht bergen,  
 daß uns beide Parteien, sowohl die Ankläger die-  
 ser Dichtungsart als die Verteidiger derselben zu  
 weit gegangen zu sein scheinen, und, wie fast im-  
 mer, so auch hier, den richtigen Weg in der Mit-  
 te haben liegen lassen. So wie nehmlich mehrere  
 Felder im Gebiet der romantischen Dichtkunst ohne  
 sonderliches Glück bearbeitet worden sind, und so  
 wie nur zu oft Früchte auf denselben wuchsen,  
 welche besser ganz ungepflanzt geblieben wären, so  
 ging es auch mit den historischen Romanen.  
 Mehrere unberufne Skribenten wagten sich an  
 Arbeit

Arbeiten, denen sie nicht gewachsen waren, und die wenigen kunst- und sachverständigen Arbeiter vermogten nicht durch ihre Bemühungen die Einbrüche zu vertilgen, welche jene auf die Kunstrichter gemacht hatten. Diese suchten nun den anschwellenden Strom dadurch zu dämmen, daß sie die schlechtern verdammt und die bessern nicht empfahlen; Leidenschaft mischte sich denn auch wohl ins Spiel, und daher wahrscheinlich kamen die Urtheile: „Wieder ein Buch aus der Klasse der hist. Rom. an denen das Publikum jetzt leider so viel Gefallen findet;“ oder wohl gar: „Wir können die hist. Rom. nun einmal nicht leiden.“ — Freilich hätte man Lessings Rath befolgt (der Verf. des Arminius hat nicht vergessen ihn S. XI. der Vorrede anzuführen) und der Vorschrift dieses kompetenten Richters öfter Gehör gegeben, so würden wir manches übereilte Urtheil weniger haben.

Was nun das vorliegende Werk betrifft, so ist die Idee des V. Hermanns Thaten seinem Volke zu erzählen, allerdings lobenswerth, nur kommt hier alles darauf an, wie er diese Idee ausgeführt habe. Mit vieler Bescheidenheit erklärt er in der Vorrede sein Werk nur für Versuch; er gedenkt auch des in dieser Rücksicht genug bekannten Klopstockschen Meisterstücks, und der Arbeiten eines Schlegel und Lohenstein mit der gehörigen Achtung; er wünscht Belehrung und

Zu



Zurechtweisung, und verjährt Verbesserung der entdeckten Fehler, da noch mehr Bände zu erwarten sind. Ein so bescheidner Schriftsteller verdient allerdings schonende Beurteilung, und gesetzt, daß man mit seiner Arbeit nicht ganz zufrieden wär, dennoch freundliche Aufnahme.

Hermann Arminius ist allerdings ein Buch, das im einzelnen manche Schönheit, manche interessante Situationen, manchen trefflichen Charakter aufzuweisen hat, das also in dieser Rücksicht Empfehlung verdient, das aber demohnerachtet nicht ohne Einschränkung, nicht ganz gelobt werden kann. Wir wollen unser Urteil durch Belege rechtfertigen, lassen uns aber bloß auf die ästhetische Behandlung des Sujets ein, und urtheilen so wie der B. nach der Vorrede beurteilt sein will. Der erste Teil enthält Hermanns Aufenthalt in Rom, die Geschichte seiner Jugend bis auf seine entdeckte Liebe zu Thuseyden. Der B. hat diesen Teil in drei Zeiträume geteilt, wahrscheinlich um dadurch die Uebersicht der einzelnen Begebenheiten zu erleichtern. — Erste Periode; Siegmars, Fürst der Cherusker, Hermanns Vater übergiebt seinen Sohn der Aufsicht des Cäsar August, der bald seine Anlagen und seine Tapferkeit bemerkt, und ihn durch Belohnungen, Ehrenstellen, — und endlich, da nichts den unbiegsamen Germaner zurückhalten kann, — durch List an sich zu fesseln sucht. — Der vom Kaiser selbst so

geschäfte Hermann findet natürlich bald Weiber genug. — Seinen Vorsatz in die väterlichen Haine Germaniens zurückzukehren, stimmt endlich nicht Cäsars List, sondern Furcht vor seines Bruders Flavius Ermordung um, und er bleibt in Rom, um ihn zu schützen. — Julia, Augusts Tochter, erklärt ihm ihre Liebe. — Zweite Periode. — Juldens Bemühungen, ihn zu gewinnen. — Seine heimlichen und öffentlichen Feinde werden lauter. — August sendet ihn als Feldherr nach Sicilien. — Siegmar kömmt nach Rom, um seinen Sohn den Römern zu entreißen und seinem Vaterlande wieder zu geben. Darüber wird er beim Cäsar angeschwärzt, des Hochverraths beschuldigt, und zum Tode verdammt. Zu eben der Zeit kömmt Hermann aus Sicilien zurück, und Siegmar wird durch eine Vestalin gerettet. — Dritte Periode. Siegmar reist zurück nach Germanien ohne Hermann. — Des sen Liebe zu Thuseleden, und Maschinerten der Julia, dieses Einverständnis zu entdecken und zu zerstören. — Dis ist kürzlich der Inhalt des ersten Theils, bei dessen Lesung es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann, daß sich der V. in dieser Dichtungsart schon geübt haben müsse; dis bemerkt man an seinem oft netten Periodenbau, einer ziemlich reinen Dikzion, und an der hin und wieder edeln und männlichen Sprache. Daß jedoch dis nicht durchgängig der Fall sei, davon



von Wohl uns ein Blick auf die, dem Rez. wäh-  
 rend dem Lesen aufgestoßnen Fehler, aberzweyeln.  
 Im Ganzen genommen glaubt er den Verfasser  
 vor zu großer Beseläufigkeit und Einschaltung  
 unnöthiger Episoden warnen, und raschere Fort-  
 schreitung der Handlung empfehlen zu müssen.  
 Nichts wirkt nachtheiliger auf das Gemüth des Le-  
 sers, als gedehnte und deshalb ermüdende Erzäh-  
 lung; oft hätte z. B. in der Geschichte des Fla-  
 vius, Hermanns Bruder, etwas nur durch Fin-  
 gerzeige und hingeworfne Winke gesagt, und die  
 Aufmerksamkeit des Lesers dadurch um so mehr  
 gespannt werden können; worüber lange Un-  
 terredungen gehalten werden. Will der B. so  
 fortfahren, wie er angefangen, so wird sein Wort  
 zwar bänderreich, aber es schwächt ganz gewiß  
 den Eindruck, den diese übrigens jedem Deutschen  
 interessante Geschichte notwendig machen muß.  
 — Eben so glauben wir nicht mit Unrecht, dem  
 B. zu wenige Haltung einiger Charaktere Schutz  
 geben zu müssen. Sein Cäsar August ist nicht  
 immer der leidenschaftliche Despot, zu dem er ihn  
 machen will, und in seinem Verhalten gegen Her-  
 mann sich äußerst unähnlich. Man sehe unter  
 andern S. 76. Hier ist er erst so eingenommen von  
 Hermanns Verdiensten, so voll des Lobes seiner  
 Vorzüge, so begierig ihn durch Ehrenbezeugungen  
 an sich zu fesseln, und nun auf einmal, auf die  
 bloße Gegenvorstellung Hermanns: er könne sei-

nen Namen unter keiner Bedingung ändern, plötzlich die Worte in vollem Zorn: Aus meinen Augen, hochmüthiger Fremdling! (kurz vorher: Undankbarer!) du sollst fühlen, daß ich dich eben so weit erniedrigen, als erhöhen kann. — Man führe ihn fort! — Sollte nicht der Despot, sich bewußt, den Fremdling gut gebrauchen zu können, erst dringende Bitten, Schmeicheleien, dann Drohungen u. s. w. angewandt haben, um zum Zweck zu kommen? Dis scheint der Natur der Sache gemäßer; wenigstens mußte ihn Hermanns trotziger Germanergeist (S. 16.) lehren, daß auf die Art mit ihm schwerlich etwas auszurichten sei. — Uebrigens muß Mez. gestehen, daß in dem Charakter des August, die Furchtsamkeit des Tyrannen, seine Verzagtheit im Unglück, seine anscheinende Fassung bei ihm drohenden Gefahren, seine Vorliebe für Schmeichler, und die einem Despoten — wie Augusts wirklich war — zukommenden Eigenschaften, oft glücklich genug dargestellt sind. Man sehe unter andern die Unterredung Cäsars mit Hermann S. 169. u. f. hauptsächlich S. 171.

Hermann: Ich fürchte übrigens die heimlichen Dolche, die hohe Würden begleiten, und den Meid des Pöbels.

August: Ha, so möchte es jedem schwindeln, der auf dem Throne sitzt. Doch, weise Vorsicht, kluge Herablassung, geprüfte Freunde, treue Wache, was braucht es mehr, für

(vor)



(vor) diesen Dolchen gesichert zu sein. — Das ist die ganze Despotenmoral in nuce! — Wünder glücklich aber ist dem W. Hermanns Charakter gelungen. Die Grundzüge desselben sind offenbar: unbestechliche Ehrlichkeit, deutsche Brauheit und Tapferkeit. Es ist daher unbegreiflich, wie ein solcher Mann mit diesem Kopf und Herzen in dem damals so verderbten Rom ausdauern, wie er mit Vergnügen da bleiben, ja wie er nach der schändlichen Verrätherei, die an seinem Vater, gegen den er sonst die tiefste Ehrfurcht bezeugt, verübt worden war, dennoch da aushalten konnte. Hievon hätten kräftigere Beweggründe angeführt werden müssen, als z. B. S. 282 u. f. geschehen ist. Es heißt da: „Siegmar drang mit solcher Innigkeit, mit solchem Feuer in den Jüngling, daß Hermann ein moralischer Gott (?) gewesen sein müste, um seinem Herzen und dem Rufe der Natur seine Pflichten nicht im Augenblicke aufzuopfern, wenn ihn nicht eine Kollision dieses Herzens (!) eben so an Rom gefesselt hätte, als er wünschte, nach Germanien zu eilen.“ — Und was war denn das für ein Magnet, der ihn so unwiderstehlich an einen Ort fesselte, der ihm seinen Vater hatte rauben wollen? — Die Liebe zu einer nur einmal und noch dazu nur flüchtig gesehenen Vestalin, der Thusnolde, die durch ihre unvermuthete Dazwischenkunft Nektarin seines Vaters geworden war. — Man lese  
 nur

nur den ganzen Abschnitt S. 282 bis 285, und man wird das Verhalten Hermanns hier zu wenig motivirt finden. — Eben so dürfte das leicht dem W. zum Vorwurf gemacht werden, daß er seinen Helden nicht allemal vorsichtig und klug genug, ja oft gar zu unbesonnen, und an einem Orte, wo Redlichkeit ein fremder Name war, gar keine Verstellung ahnend, handeln läßt. J. V. S. 149. u. f. Flavius, der seinem Bruder Hermann schon von mehr als einer Seite mit Recht verdächtig sein mußte, Flavius, den Hermann schon als romanisirten Germanen hinlänglich kannte, und von dessen unbrüderlichen Denkart er überzeugt sein konnte, dieser Flavius kann Hermann durch eine scheinbare Versöhnung hintergehn, und ihm sein Geheimniß ablocken. Diese ganze Scene hat uns gar nicht gefallen; denn nicht zu gedenken, daß Hermann mit einer unbegreiflichen Gutmüthigkeit gar keine Hinterlist vermuthet, so ist auch Flavius Benehmen, seinen Bruder über seine Liebe zu Julia auszuforschen, sehr plump und unvorbereitet, besonders S. 153, wo er zu ihm sagt: „Aber, Hermann, dein ganzes Glück verscherzen? Die edle Julia vielleicht in Verzweiflung stürzen? — Geschehe, schlägt dein Herz nicht etwa für noch einen Gegenstand? — Hermann: Diese Frage, woher konnte sie entstehen?“ Das ist alles, was Hermann Flavius Vorwürf entgegen setzt, ohne tiefer in ihn zu dringen,



gen, da es ihm doch ein leichtes gewesen sein würde, den Heuchler durch einige verfängliche Fragen aus der Fassung zu bringen, und ganz zu entlarven. — Auch ist sich Hermann in mehreren seiner Unterredungen mit August und dessen Vertrauten nicht immer gleich geblieben. Am besten ist noch der Charakter des biedern Siegmars, und des Schmeichlers Gallus gehalten. — Was nun den Dialog betrifft, so stößt man zwar zuweilen auf Scenen, die ziemlich gut angelegt und ausgeführt sind, auf Stellen, die sich ganz gut lesen lassen, man findet Situationen nicht ohne Interesse herbeigeführt, — man sehe unter andern die Unterredungen Märens mit Hermann, seine Liebe zu Thusnelda betreffend, — meistens aber fehlt dem Dialog die gehörige Rundung und Vollendung, es fehlt manchen Scenen an der gehörigen Verwicklung, manchen Stellen an der natürlichen Lebhaftigkeit und Präzision im Ausdruck, ja manches, was Gespräch sein soll, ist nichts weniger als das; zum Beweise dessen wollen wir unsern Lesern folgende Stelle mittheilen. S. 329. heißt es:

Hermann: (eilt fort, aber dem Tempel näher. An einer Statue der Vestia wandelt Thusnelda. — Er bleibt in einiger Entfernung stehen.) Diese weibliche Gestalt, ist es nicht eine Priesterin? — (Der V. scheint dergleichen Zusammenstellungen sehr zu lieben; anstatt: ist nicht diese weibliche u. s. w. Vergl. S. 153.)

Th u s.

Thusnelde: (vor sich) Ha, er ist es!  
u. s. w.

Hermann: (abgewandt) Wenn es  
Thusnelde wäre! —

Thusnelde: (Das folgende soll alles so  
gesprochen werden, daß einer den andern nicht  
hört) Er spricht, er nannte meinen Namen, o  
wie mir's bange wird! —

Hermann: Soll ich auf sie los?

Thusnelde: Soll ich bleiben? — Groß-  
se Göttin, er nähert sich. —

Hermann: (im höchsten Grade des  
innern Kampfes) Nein zurück — — u. s. w.

Thusnelde: (mit Sehnsucht) er zau-  
bert. —

Hermann: (sich wenig entfernend)  
Aber mein Vorsatz — meine Zusage — mein  
Freund? —

Thusnelde: (bange) Er entfernt sich.  
— Soll ich ihn zurück halten? — u. s. w.

Wie leicht hätte dieser Unnatürlichkeit durch  
den Ton der Erzählung abgeholfen werden können,  
wozu denn S. 330 der B. doch noch seine Zu-  
sicht nehmen muß. — Der Ausdruck ist zu-  
weilen sehr geschoben; (S. B. S. 333 heißt  
es von Thusnelden: „Nur slavische Furcht vor  
ihrer Oberin, und natürliche Zurückhaltung gegen  
das konfiscirte Männergeschlecht (??)  
nur das bezaubernde Neue ihrer Empfindungen, und  
die



die Bangigkeit jugendlicher Liebe (1) hielten sie aus den Armen des Ritters zurück.“ — ) bald dichterisch, bald plan, bald vermischt, bald unverständlich, kurz, nie sich gleich. Auch an Zweideutigkeiten fehlt's nicht. z. B. »Seht, kein Schild, kein Eisen bis zerrissne Herz! (hier fehlt etwas) ihr könnt ungehindert eüere hinein versenken.« (Was denn? Eisen oder Schilder oder Herzen?) — S. 59. Diese Julie, die Hermanns Gestalt so ganz eingenommen hatte, — soll heißen: die von Hermanns Gestalt ganz eingenommen war. — u. d. m.

Nach dem bisher gesagten wird man nun wohl im Stande sein, das vorliegende Werk zu beurteilen. Es ist, wie gesagt, keinesweges frei von Fehlern und es würde nicht schwer fallen, die schon angeführten noch um ein ansehnliches zu vermehren; allein wir haben sie nicht angeführt, um den V. zu beschämen, sondern nur ihn zu ermuntern, bei Ausarbeitung der folgenden Teile, wofern es noch Zeit ist, behutsamer und vorsichtiger im Niederschreiben, sorgfältiger in der Wahl des Ausdrucks und der Bilder, und hausälterischer in Auftragen der Farben auf sein Gemälde zu sein. Sein Buch würde dann wenigstens das Verdienst haben, die Thaten Hermanns des Römerbezwinners einem großen Teile der deutschen Lesewelt bekannter gemacht, und sein

Februar 1795. L An-

Andenken in seinen Nachkommen erneuert zu haben.

Wir erlauben uns zum Beschluß dieser Anzeige, noch eine doppelte Anmerkung. Die erste betrifft die Namenveränderung des Hermann in Arminius S. 82. Sollte sie etwas mehr als eine gewöhnliche Sitte der damaligen Zeit sein, nach welcher Fürsten dadurch ihre Vasallen zur Anerkennung der Oberherrschaft ihres Gebietes über sie verpflichten wollten? — Es läßt sich indeß wohl hören, daß der Name Arminius von Waffen (arma) entlehnt sei. August hatte dann dabei eine zwifache Absicht, einmal, sich den Hermann durch Beilegung eines ehrenvollen Namens wieder geneigt und dann auch ihn von sich abhängig zu machen. Allein Hermanns Verhalten beim Empfang des Namens ist allerdings auffallend. Er sagt 3. V. zum Cäsar S. 83. »Laß mich in allen Tugenden Römer sein, denn ich diene dir!« — Welche ihn erniedrigende Schmeichelei! Der V. hat dis gefühlt, und ihn S. 84, doch auf eine sehr unbefriedigende Art, zu rechtfertigen gesucht. Uns dünkt, er hätte besser gethan, wenn er die Unterredung Hermanns mit August weiter ausgesponnen, und dadurch zugleich sein Talent im dialogisiren gezeigt hätte, denn dazu war hier recht eigentlich der Ort. — Die zweite betrifft die Anmerkungen. Darfen wir den V. bitten, so läßt er sie künftig ganz weg;



weg; denn wer nicht weiß, was ein Tribun, Aedil u. s. w. ist, sollte auch Hermann Arminius nicht lesen wollen.

**Verlobung bei Kaiserslautern.**  
 Nachspiel in einem Aufzuge. Weissenfels und Leipzig bei Severin. 1795. 78 S. 8. (5 gr.)

Es war nicht anders zu erwarten, als daß der jetzige Krieg und einzelne interessante Scenen desselben, die Federn vieler rüstigen Skribenten in Bewegung setzen würde, und wir wollen denn nur wünschen, daß die Bearbeitung solcher Scenen in Zukunft glücklicher ausfallen möge, als der vorliegende Versuch ausgefallen ist. Der Ausdruck in demselben ist unendlich hochtrabend, schwülstig, und nichts weniger als Sprache des gemeinen Lebens; der Witz ist ohne Salz, oft platt. — Von beiden eine Probe. Vom Ausdruck: S. 5. 6. 7. und 10. Ach! das Freiheitsungewitter thürmte am Horizonte Gallens sich auf, es zertrümmerte all' mein Glück. — S. 11. ach! ein Tag, der auf ewig mich in des Unglücks Tiefe darniedererschmetterte. Mariens Blut, das bis zum letzten Hauche für mich geschlagen hatte, (!) färbte die Hände ihrer grausamen ungerechten Richter. — Ewig wird mir dieser Tag, ein

Fest der Thräne und der Verzweiflung sein! — S. 12. Zu schmerzhaft blutet noch die Wunde, welche eine ungerechte (?) Guillotine mir schlug, u. d. m. — Vom Wig: S. 30 u. f. unterreden sich zwei Nationalgardien, welche von ihrem Unteroffizier Prügel bekommen haben; (eine widerliche Scene) — Still, sagt der eine, daß es François nicht hört, er möchte den Zapfenstreich noch einmal schlagen lassen, dann könnten wir mit Beulen und Schwären en gros handeln. — Ich mag nicht wieder fünfzig solche Augen zählen, so gern ich sonst Pifet spiele, denn dabei kommt man niemals aus dem Matsche. (!!) Der Zweck des B. mag ganz gut sein, aber die Mittel dazu sind unglücklich genug gewählt.

Amors Wege, oder Liebe und Genuß.  
1ster Teil. Amsterdam (?) 1794. 8.  
(16 gr.)

Amor erscheint hier auf lauter Wegen der süßigsten Wollust, und treulossten Verführung, als ein wahrer unsaubrer Geist. Durchaus unsauber und sogar für minder standhafte Leser verführerisch ist auch diese seine Mißgeburt; unsauber nicht allein, wie sich erwarten läßt, im Materieullen, sondern auch im Formellen, denn die Dikzion



zion ist schlecht, und der Druck, besonders vorn herein, mit Fehlern überschwemmt. 3. B. ihm lehren, mich wünschen. Vielleicht ist gar das ganze Fingerwerk, bei dessen Bekanntmachung sich kein moralisch reiner Zweck denken läßt, ein Druckfehler.

Neun verschiedne Scenen werden hier geschildert, und keine endigt sich, ohne dem Titel gänzlich zu entsprechen. 1. Ein reiches schönes Mädchen wird von ihren Eltern gezwungen, einen reichen Geizhals zu heirathen. Die Eltern unterstützen sie, so lange sie leben. Nach ihrem Tode kann sie die mancherlei weiblichen Ausgaben nicht mehr bestreiten, sie bleibt indeß lange standhaft, und der Haupttugend des ehelichen Lebens getreu: sie weicht den Nachstellungen eines fremden Gesandten aus, und unterrichtet sogar ihren Gatten davon. Endlich wird ihr von dem Gesandten eine ansehnliche Dukatensumme gefoten; das Geld gefällt der reu'ern Ehehälft, er verleitet sie selbst zur Untreue, und bekommt dadurch Vastarterben des ganzen Vermögens. — Mangel an aller reinen und guten Dikzion, Sprach- und Druckfehler giebt es hier die Menge. — 6. bis 8. schildert die abscheulichsten Ausschweifungen des Herzogs von Orleans, während seiner Regentschaft unter Ludwigs des 15ten Minderjährigkeit. 8 ist ein schändliches Gewebe der Bosheit eines Abbé, der dem Prinzen eine junge Wittwe zuführt. Diese ent-

deckt

deckt ihre Verführung zu spät, wird vor Gram krank, und stirbt. Der Prinz ist in ihrer Krankheit sehr besorgt, aber alle Aerzte helfen nicht, weil die Quelle des Uebels in ihrer Seele liegt. Ihr Leben endigt in des Prinzen Armen. Er beweint in dem entselten Körper das Werk eines wollüstigen Augenblicks, und geht in der nächsten Woche — auf neue Eroberungen aus. —  
 9. Ein Fräulein heirathet in ihrer blühendsten Jugend einen alten Grafen, dessen erste Liebe ihre Großmutter war. Dieser wünscht sich Erben aus Haß gegen seinen Bruder, verschafft einem Bedienten Gelegenheit, und sein Wunsch wird — erhört.

Diese letztern Scenen sind in Vergleichung mit den erstern besser geschildert; aber dennoch bleibt das Ganze ein schlechtes Sammelwerk, das ein rüstiger Schreiber kompilirt, und ohne ovidischen oder nur volkratischen Geschmack auftrichtete. —  
 Doch wir haben vielleicht schon zu viel davon gesagt. —

Die Flucht aus den Vogesen. Scenen der Barbarei und Anarchie aus dem jetzigen Freiheitskriege. Thorn bei Bollmer 1795. 8. — (1 thrl.)

Specielle Beobachtungen des Ganges menschlicher Angelegenheiten, und Biographien aus beson-

son:



sonders merkwürdigen Zeiten eines Staats, die sich zugleich durch unparteiische und wahre Darstellung auszeichnen, gehören zu den nützlichsten Schriften. Sie gewähren jedem, der sie mit Aufmerksamkeit liest, wichtige Lebenskenntnisse, und sind auch für Politiker und Geschichtschreiber nicht unerheblich. Schon von geringern Werthe sind die Panegyrici und Mez. irrt sich wohl nicht, wenn er auch diese Schrift mit dazu rechnet. Er will ihr aber damit nicht allen Werth abgesprochen haben; sondern glaubt vielmehr, daß so wohl Sans als Avecculottes unsrer Zeit bei eigner Lectüre nicht unbefriedigt bleiben werden. Er macht deswegen nur ganz kurz auf ihren Inhalt aufmerksam, um den Lesern das Vergnügen der Unterhaltung nicht vorher zu rauben.

Ducos de Fertzies ist ein reicher Handelsmann in Mez; im Besitze einiger Millionen Livres, redlich, geschickt, und fleißig. Er setzt durch seine Fabriken (nicht Fabriquen) viele Leute in Thätigkeit. Drei Kinder, Joseph, Franz und Franziska erhöhen das Glück seines Lebens. Ein gewisser Deutscher, Goddfroid wird in Ducos Handlung gebildet. Franziska besonders gewinnt ihn mehrerer treflicher Eigenschaften wegen lieb. Durch die merkwürdige Epoche der Nation werden sie in ihrer Ruhe gestört, und in das allgemeine Interesse verwickelt. D. wurde Municipalrath, und, obgleich ungern, Deputirter der legis

legislativen Versammlung. Eine Krankheit hinderte ihn, die letztere anzunehmen, und dadurch bekam er große Feinde. Man glaubte, daß er als Millonär kein Verehrer der Freiheit und Gleichheit sein könne, und daß er die Assignaten herabsetze. Der stürmische Pöbel plündert nun seine Fabriken und die Jakobiner denunziren ihn. Von diesen wird er zum Hauptmann bei den Nationalgarden vorgeschlagen, aber sein Sohn Joseph übernimmt's großmüthig. D. wird wieder von den Jakobinern denunzirt, und es kommt ein Verhaftsbefehl. Er wird von Gensdarmen nach Besançon gebracht, von da nach Paris ins Gefängniß. — S. 89 ist ein merkwürdiges Aftensstück der Jakobiner Meuterei eingerückt. — In Metz wird alles obsignirt. Franz unternimmt ein Wagnestück zu seines Vaters Rettung. — Dieser muß aber dennoch am 2 Sept. in der Revolutionsgeschichte Frankreichs so blutigen Andenkens, regarder par la petite fenêtre, (so nennt der Sansculottism das Guillotiniren). — Nun wird D. letzter Wille eröffnet; — rührend und trefflich! — Goddfroid und seine Vertraute Franziska reisen nach Deutschland ab, Franz folgt ihnen — die Mutter allein bleibt zurück, um vielleicht noch einiges Vermögen zu retten. — Dis wurde aber als Emigration angesehen (war's auch wohl) — Goddfroid ehelicht nun seine Frau auf den väterlichem Landgute, aber bei all' ihrem Glücke fehlt ihnen



ihnen noch immer etwas, so wie denn auch ein vollkommen ungetrübtes Glück leider nur ein schönes Traumbild ist. — Der rasche Franz wagt wieder viel für seine Mutter — er geht nach Metz, will sie sehen und retten, und wird selbst von einem alten Freunde gerettet, der ehemalige Verleidigungen vergißt, und mit Großmuth erwidert. — Theilnehmend wird der Leser bei den Scenen verweilen, welche nun geschildert werden — die Mutter stirbt im Gefängnisse in Franzens Gegenwart — und alle übrigen werden zu den rauesten Pfaden des Lebens vorbereitet; — aber hievon erwähnen wir nichts mehr, um, wie gesagt, dem Leser das Interesse, das ihm beim Fortlesen verweilen macht, nicht durch vorhergehende Bekanntmachung des Ausgangs dieser tragischen Familienscenen zu vermindern.

Der Titel, Flucht aus den Vogesen, ist von einer der letzten Scenen entlehnt; eigentlich ist das Ganze: Schicksale der Familie Ducos de Ferris. Der Verfasser ist uns unbekannt und sagt von sich am Schluß, daß er dem gefühlvollen Theile des Publikums diese unglückliche (!!) Geschichte übergebe.

Wir finden darinn durchgängig angenehme, aber nur zu feurige Dikzion, und eine Sprache, die daher oft zu prägnant, zu dichterischmahlend für Prosa ist. 3. B. S. 23. in die Harmonieen wählen. S. 55. brennende Küsse und S. 142 feu-

feurig brannten Franzens Lippen den Abschieds-  
 kuß auf den Mund seiner geliebten Mutter. S.  
 99. der verheerende Donner (des sie von der Höhe  
 des glänzendsten Reichthums zur hülflosesten Ar-  
 muth herabstürzenden Schicksals) krachte über ih-  
 rem Haupte S. 113. in die Seele donnern. S.  
 123. stummes Entsetzen packte die Familie mit  
 überwältigendem Gewichte :c. — Bisweilen hat  
 auch der Verfasser eine eigne Orthographie, z. B.  
 Eräugnisse, Kraiß, dicktirre, söhnt st. sehnt :c.  
 fanden wir öfter. Der Setzer hat ebenfalls nicht  
 unterlassen diese Fehlerzahl zu vermehren. —  
 Dem ohnerachtet ist das Ganze eine sehr angeneh-  
 me und lehrreiche Lektüre, und rührt gewiß von  
 einem Verfasser her, dessen Muse nicht zu den all-  
 täglichen gehört; der vielmehr mit der Geschichte  
 der Zeit bekannt, davon mittheilt, was nöthig ist;  
 dem ferner neben einer schönen Dikzion viel Ur-  
 theilskraft und Menschenkenntnis eigen ist. Nur  
 arbeitete er vielleicht etwas zu schnell; ein Beispiel  
 nur zum Belege: S. 11. „Dicos, so sehr er  
 „Joseph liebte, mußte es sich oft selbst gestehen,  
 „daß der Verlust seiner Beiden jüngern Kinder  
 „ihn empfindlicher schmerzen dürfte, als der des  
 „ältern; nur daß (wohl besser in dem) dieser  
 „die Gewalt über sein Herz nicht besäße, die jene  
 „besaßen. — Daß doch das menschliche Herz  
 „selbst in den natürlichsten und anziehendsten Ver-  
 „hältnissen nicht alles umfassend ist, und die Ge-  
 „fühle



„fühle derselben durch sinnliche Eindrücke modifi-  
 „fizirt werden müssen.“ Durch Verhältnisse kön-  
 nen Gefühle allenfalls erzeugt oder gewirkt und  
 modifizirt werden — aber nach obiger Zusammen-  
 stellung erwartet man Gefühle des Herzens, und  
 muß also statt derselben, d e s s e l b e n lesen.

Zum Schluß teilen wir noch eine Probe sei-  
 nes Reflexionsvermögens mit. S. 136: „Liebe  
 „steht über den heftigsten Schmerz; sie mildert sei-  
 „ne Bitterkeit, und teilt schnell ihr beglückendes  
 „Gefühl jedem fühlbaren Wesen mit, und dis um  
 „desto schneller, je weniger das menschliche Herz  
 „im allgemeinen lange anhaltenden Schmerz ver-  
 „trägt: ja, je heftiger dessen Ergießungen sind,  
 „je lebhafter und deutlicher ihm der gefühlte Zu-  
 „stand widriger Zufälle war; desto leichter wird  
 „ihm der Uebergang zur Ruhe, mit desto stärkerer  
 „Sehnsucht schwachtet es nach friedlichem Ge-  
 „fühlen, nach einer ruhigern Empfindung.“

Katharine oder die vornehme Bäuer-  
 rin. Ein prosaisches Lustspiel in 3  
 Aufz. mit Gesang. Nach dem Französ.  
 der Schauspielerin Julie Candeille. Lü-  
 bingen bei Cotta. 1794. 8. (10 Fl.)

Die franzöf. Verfasserin gab dem Stücke  
 den Titel la fermiere de qualité, und der Ueber-  
 setzer



seker sagt in seinem Vorbericht selbst, daß dieses sein opus weit hinter dem Original stehe; aber wozu denn dessen Bekanntmachung?

Katharine lebt unerkant als Weierin auf dem Gute der Frau von Verneck, bis der Vater ihres ehemaligen Mannes, (der seit zwei Jahren todt ist, und ihr ganzes Vermögen durchgebracht hat) zu seiner Schwester der Frau von Verneck kömmt; da denn Katharine als die unglückliche erkannt wird, und er den Fehler seines Sohnes durch sein Vermögen und eine Heirath wieder gut zu machen sucht. Das ist das ganze Wesen.

Von der Sprache des Uebersetzers nur einige Proben. S. 10. der junge Herr hat kein Geld, er verlangt welches vom armen Pava, der auch keines hat. — Wie schleppend für ein Lustspiel! — Mannsen und Weibsen ist ein niedriges Deutsch — Unverständlich waren uns S. 19. wie mir das Herz brudelt. — Wenn Hannchen vor der hochadelichen Herrschaft redet, hebt sie an mit Bah! S. 99. mißbraucht, statt gemißbraucht. S. 108. Ich muß fort, sonst mögte der Pfropf losgehen. S. 113. Ursächerin. S. 124. Bedaurniß. Es finden sich auch mehrere Gesangsstropfen. S. 64. ist gerade noch nicht die schlechteste. — Katharine singt:

Sein früher Tod brach meine Ketten,  
 doch floh ich hilflos, aber frei



von neuen Stricken mich zu retten  
 In eine ferne Siedelei.  
 Doch ach, die Weisheit trieb, dem Schimmer  
 Des Irwissens gleich, mit mir nur Scherz  
 Und das Orakel ruft noch immer:  
 Die Liebe nur beglückt das Herz. —

Solche Poetereien machen das Stück noch schlechter. — Es hält schon schwer, das Ganze ohne die längste Weise zu lesen, — es zu verdauen ist unmöglich.

---

**Emilie, oder das Mädchen aus Georgien.**  
 Eine wahre Begebenheit aus dem ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts.  
 Herausgegeben v. H. A. 1ster Teil.  
 Leipzig bei Ventert 1794. 8. (12 Bl.)

Welche Klasse von Lesern an dieser Sammlung unwichtiger Abenteuer eigentlich Unterhaltung finden soll, würden wir gar nicht errathen können, wenn sich der Herausgeber nicht selbst in der Vorrede sowohl als zuweilen im Texte, an die schönere Hälfte des Menschengeschlechts gewandt hätte. Wahrscheinlich suchte er da mehr Geduld und Nachsicht mit seiner Schwäche. Sein Büchlein ist in 14 Kap. geteilt, die alle einen faden Gemeinpruch und nach dem Ende zu gar Pro-

Proben seines poetischen Talents an der Citron tragen. Kap. 13. 3. B.

In allen Ständen der Menschheit  
Find't Eugend und Braueheit Statt;  
Nur Schade! daß solche Schönheit  
Der Seele (?) nicht jeder hat.

Doch, das ist wohl Schuld des Schicksaals,  
Wenn nicht jeder den g'raden Weg geht,  
Weil nur selten auf seinem Plage,  
Der Mensch hier im Leben steht.

Indes, wem Größe der Seele —  
Und hoher Muth eigen ist  
Der streitet, kämpfet und sieget; —  
Wie man im folgenden liest.

Emiliens Begebenheiten überhaupt haben nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Blitschnell ver-  
setzt sie der Herausgeber dahin, wo er sie gerade  
braucht, und verläßt sie eben so schnell, wenn  
Nebenscenen ihm einfallen. Auch erzählt er sei-  
nen Leserinnen Obscenitäten und mit Früchten be-  
glückte Liebeshandel, geht mit ihnen also gar nicht  
delikat um, wahrscheinlich um die Rolle eines Ra-  
binerspredigers desto treuer zu spielen. S.  
69 empfiehlt er seinen schönen Leserinnen  
Bescheidenheit, weil er eine unbescheidene Frau  
hat.

Von seinem Styl wollen wir nur einige  
Proben geben. S. VI.



Es hält mich doch das nicht abe  
Ihnen dieses Buch zu weihn,  
Hoff sogar, daß solche Gabe  
Ihnen wird willkommen seyn (?)

S. 5. eine weibliche Schönheit aufga-  
heln. S. 66 ohnschwer. S. 71. Candau-  
lus S. 87 genothdrungen.

Kurz, das Ganze ist bloßes Fingerprodukt,  
und der Herausgeber wird nach seiner gutmüthi-  
gen Erzählung von seiner Großmutter schon in  
der Jugend also charakterisirt: „Hänschen,  
„Hänschen, aus dir wird einmal in der Welt  
„nicht viel werden“! — Auf folgende Weise  
sind wir gar nicht begierig.

---

Der Fluch des Ehebettes. Eine dra-  
matisirte Geschichte aus den Zeiten des  
heimlichen Gerichts von C. Chem-  
nitz bei Hoffmann 1794. 8. — (10 R.)

Ein Ritterdrama für den ersten Anlauf.  
Wir hätten mehr Intrigue in der Folge der Be-  
gebenheiten, mehr Haltung in den Charakteren,  
und angenehmere Verwickelung des Knotens, wo-  
durch der Leser interessirt wird, so wie weniger  
Alltägliches, weniger grausamerregende Schwüre  
gewünscht. Der Titel rühret daher: ein Haupt-  
held

held des Dramas findet seine Gattin ungetreu, und minnepflegend mit einem Duhlen; während übt er Rache und verflucht für sich und seine Sippschaft das Ehebette auf ewig. Der Knoten löst sich damit, daß die interessirten Personen durch unvermuthetes Zusammentreffen ihre Absicht erreichen. Obgleich der Styl im Ganzen den eines weit Weber's nicht erreicht, so sind doch die gewählten Bilder oft sehr treffend und mahlend. Wir wollen davon nur ein kürzeres anführen S. 76. Ein Ritter hat Bedenlichkeiten, ob er seine schöne aufblühende Tochter mit nach Wien nehmen soll, und simulirt alsdann: „Alter, das hiesse: Nimms Lamm in beide Hände, und wenn's der Wolf nicht merkt, trag's ihm nach.“



Im Anhang findet man eine Anweisung zu  
 geselligen Spielen und neue Tänze mit dazu gehö-  
 rigen Figuren und deren Erklärung; am Ende ist  
 die neueste Charte von Polen angehängt.

In allen Rubriken dieses Taschenbuchs ist  
 für Abwechslung und Interesse gesorgt, äußere  
 Nettigkeit und die Sorge des Herausgebers für  
 Aufsätze von rühmlich bekannten und beliebten Ver-  
 fassern, machen, daß das Werkchen seinem Zweck  
 immer mehr entspricht.

---

Dieses Blatt wird statt S. 91. 92. des ersten Bandes  
 der krit. Biblioth. eingebunden.

Im Anfang habe man eine Vorstellung zu  
 stellen. Es ist ein neues Buch mit dem  
 einen Figuren und einer Erklärung; am Ende  
 ist eine kleine Karte von Polen angebracht.  
 In allen Theilen dieses Buches ist  
 für den Unterricht und zum Theil für die  
 Mädchen und die Leute des gemeinen Mannes  
 die nöthige Vorrichtung gemacht worden und  
 so ist es möglich zu machen, daß das Buch  
 immer mehr verbreitet wird.

Dieses Buch ist im Jahr 1782 in  
 der Stadt Leipzig gedruckt.





AB: B 9489 (2) 1795

durch Buchhändler. Gelegenheit eingeschickten  
Avertissements und Bekanntmachungen neuer  
Bücher u. dgl., da denn die Insertionsgebüh-  
ren für vier gedruckte Zeilen 1 Gr. betragen,  
welche den Buchhandlungen auf halbjährig  
zahlbare Rechnung gesetzt werden.

Man kann zu jeder Zeit in die Pränu-  
meration eintreten; jedoch macht man sich da-  
durch auf einen ganzen Jahrgang, der aus  
leicht begreiflichen Ursachen unzertrennlich  
bleibt, verbindlich, Einzeln verlehren gegar-  
gene Hefte werden den resp. Pränumeranten  
für 8 Gr. abgelassen.

Auch sind noch Exemplare, auf fein Holl.  
Postpap. gedruckt, vorräthig, deren Ladenpreis  
4 Thl. ist, welche jedoch den Pränumeranten  
wie oben für 3 Thl. 8 Gr. Conv. M. von der  
Verlagshandlung gelassen werden.

Aufgeschnittene und beschmutzte Stücke wer-  
den unter keinem Vorwand zurückgenommen.

Kuesche Buchhandlung  
in Köthen.

ULB Halle

3

007-197-079







8  
 7  
 6  
 5  
 4  
 3  
 2  
 1  
 19  
 18  
 17  
 16  
 15  
 14  
 13  
 12  
 11  
 10  
 9  
 8  
 7  
 6  
 5  
 4  
 3  
 2  
 1  
 Centimetres

**Farbkarte #13**

**B.I.G.**

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black



Bibliothek  
 stfen.  
 an

